



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

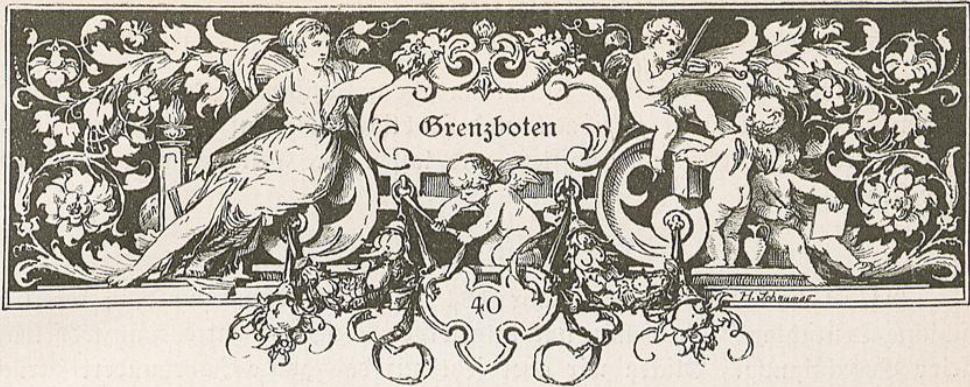
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Fünfzig Jahre!

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Fünzig Jahre!



Das erste Heft der Grenzboten trägt das Datum des ersten Oktober 1841; es sind also in diesen Tagen fünfzig Jahre verflossen, seit diese Zeitschrift besteht. Ein langer Zeitraum voll wechselnder Erscheinungen im Leben unsers Volkes, in das fördernd eingzugreifen diese Hefte bestimmt waren und auch bis heute bestrebt gewesen sind. Wer die Reihe ihrer Bände durchblättert, dem spiegelt sich in ihnen dies Leben in tausend Bildern, die den Entwicklungsgang unsers Volkes aus verworrenen Zuständen bis zu der Kraft und Lebensfülle unsrer Tage zeigen, aus Kämpfen und Schwankungen bis zu der Klarheit und Stetigkeit der Verhältnisse, die uns umgeben, unsers neubegründeten und gefestigten deutschen Reichs. Aber auch ein langer Zeitraum voll Wechsel, Schwankungen und Kämpfen für diese Zeitschrift selbst. Daß sie sie glücklich überdauert hat, und daß sie nicht bloß als eine verstaubte Chronik vergangener Zeiten in den Schränken der Bibliotheken steht, sondern am Schlusse dieser langen Reihe von Jahren mit frischer Schaffenskraft in weitere Jahrzehnte hinausblicken darf, das haben die jetzigen Herausgeber nächst Gott an diesem Tage ihren Mitarbeitern zu danken, die mit ihnen ausgeharrt haben, zu ihnen gekommen sind und fröhlich mit ihnen weiterstreiten wollen. Ihnen sei dieser Dank mit herzlichem Gruße ausgesprochen.

Wir danken es aber auch denen, die vor uns die Pflugschar in der Hand gehalten haben, mit der wir jetzt ackern. Sie haben dies Werkzeug geschmiedet, und wenn wir es jetzt noch mit Nutzen führen können, so haben wir vor allem auch ihrer zu gedenken, von denen es auf uns gekommen ist. Daß es blank und scharf wie zu ihren Tagen für nützliche Frucht den Boden bereitet, darf uns heute mit Genugthuung erfüllen; wir dürfen dies Heft mit

dem Bewußtsein treu erfüllter Pflicht an ihren Gräbern niederlegen. Ihrem Andenken ist es zunächst gewidmet, und so blicken wir auf die Zeit zurück, in der sie strebten, wirkten und hofften, und lassen ihre Gestalten wieder vor uns auferstehen.

Die vierziger Jahre

Es ist herkömmlich, das Jahr 1848 als den Wendepunkt in der Geschichte Deutschlands anzusehen, und in gewisser Beziehung hat das unzweifelhaft seine Berechtigung. Blicken wir aber jetzt auf das ganze Jahrhundert zurück, so werden wir geneigt, den Einschnitt, der zwei große Perioden trennt, in etwas frühere Zeit zu verlegen, in das Jahr 1840, weil damals die deutsche Nation zum erstenmale, wenn auch unwillkürlich und vielfach widerwillig, die Überzeugung zu erkennen gab, Preußen habe den Beruf, an die Stelle der Zerrissenheit die ersehnte Einheit zu setzen, Deutschland die ihm gebührende Weltstellung wiederzuzverschaffen. Eine Ahnung davon war wohl schon zweimal durch das Volk gegangen, als Friedrich der Große Freund und Feind zur Bewunderung zwang, und als das verstümmelte und ausgefogene Preußen die Lösung gab, die Fremdherrschaft abzuschütteln. Aber die Stimmung war beidemal nicht von Dauer gewesen. Die preußische Politik hielt sich nicht auf gleicher Höhe, sodaß entgegenstehende Empfindungen, Traditionen und Vorurteile immer wieder die Oberhand erhielten. Wer konnte es den Stämmen, die auf eine tausendjährige ruhmreiche Geschichte zurückblickten, verargen, wenn sie nicht einem verhältnismäßig jungen Staate die Führung zugestehen mochten, dessen Stamm-land erst den Slaven abgerungen werden mußte, als jene schon dem Reiche Kaiser gegeben hatten? Wer konnte erwarten, daß die Erinnerung an das fünfshundertjährige habsburgische Kaisertum plötzlich erlöschen würde? Dazu widerstrebte den Süddeutschen das preußische Wesen im Staatsleben, im Heer, im Verkehr, den Katholiken das protestantische Fürstenhaus, und den Widersachern wurde es nicht schwer, Mißtrauen gegen die „länbergierige“ Macht zu säen.

Was war nun geschehen, das jene Strömung wiederbeleben und nachhaltiger machen konnte? Ein König war gestorben, den die Schrecken der Revolution und in deren Folge die eignen schweren Erlebnisse zum beharrlichen Gegner volkstümlicher Einrichtungen, unerbittlich gegen jede freie Regung des Volksbewußtseins gemacht hatten; ihm folgte ein Prinz, von dem man sich einer unbefangeneren Auffassung der Bedürfnisse und Wünsche der Zeit versah. Und nicht nur in Preußen wurde der Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. hoffnungsvoll als der Beginn eines neuen Tages begrüßt; es zeigte sich, daß die Stimmen der süddeutschen Publizisten, die wie Paul Pfizer für den deutschen Beruf Preußens eingetreten waren, weiter gewirkt hatten, als man glaubte annehmen zu können; selbst die damaligen Republikaner wie

Serwegh wollten es mit diesem Fürsten noch einmal versuchen, und über die chinesische Mauer, die Österreich abschloß, wehte ein Frühlingshauch belebend und aufregend. Dort war der fünf Jahre früher eingetretene Thronwechsel ohne alle Bedeutung für Staat und Volk geblieben, Metternich leitete nach wie vor die auswärtige Politik, und der Polizeiminister Sednizky hielt den „gemüthlichen“ Despotismus im Innern aufrecht. Um so mehr erwartete man Einwirkung von einem neuen System in Preußen, und bald begann die Auswanderung der jungen Österreicher, denen die heimischen Zustände unerträglich geworden waren, namentlich der Dichter und Schriftsteller, nach Deutschland, wohin sie schon vorher ihre Geisteskinder geflüchtet hatten.

Einer der ersten unter diesen war ein junger Mann von leichtem, gefälligem Schriftstellertalent, Ehrgeiz und lebhaftem Unternehmungsgeist: Ignaz Kuranda aus Prag (geb. 1811), der, als Sohn eines Antiquariatsbuchhändlers, schon als halber Knabe in die Journalistik geraten, als Student in Wien Theaterkritiker geworden war und bald auch ein Trauerspiel verfaßt hatte: „Die letzte weiße Rose.“ Die Aufführung dieses Stückes in Stuttgart veranlaßte ihn, sich dorthin zu begeben; dann ging er weiter nach Paris und endlich nach Brüssel. Belgien war damals das Ideal der Liberalen, die sich nicht träumen ließen, daß die Musterverfassung auch einer ultramontanen Regierung so gut passen könnte, als wäre sie ihr auf den Leib zugeschnitten. Belgien fühlte sich aber auch damals durch das kriegslustige Ministerium Thiers nicht weniger bedroht als Deutschland, der Zusammenschluß beider Länder schien durch die gemeinsame Gefahr geboten zu sein, und zumal die slämische Bevölkerung erblickte in der Anlehnung an den östlichen, stammverwandten Nachbar eine Stärkung gegen Franzosen und Francillons. Der Gedanke Kurandas, eine Zeitschrift zur Pflege der beiderseitigen Beziehungen zu gründen, fand daher bei den Nationalen lebhaften Anklang und Unterstützung; der Umstand, daß die Führer der slämischen Bewegung strenge Katholiken waren, mag das Gerücht erzeugt haben, die Jesuiten hätten ihm die Mittel für das Unternehmen gespendet.

Er bemühte sich, die auf seinen Reisen angeknüpften litterarischen Verbindungen für seinen Plan nutzbar zu machen, sein Vorbild waren die französischen Revuen, und als „Revue“ bezeichnete er auch die von ihm ins Leben gerufene Wochenchrift Die Grenzboten, deren erstes Heft am 1. Oktober 1841 ausgegeben wurde. Sie war das erste Unternehmen der gleichzeitig von Kuranda in Verbindung mit seinem Bruder Hermann gegründeten Firma „Deutsches Verlags-Comptoir,“ die zwar nur kurze Zeit bestand und weiter keine Unternehmungen machte, für dies eine aber doch eines geschäftlichen Vertreters in Leipzig bedurfte. Mit diesem Amte wurde von den Brüdern Kuranda die Buchhandlung von Fr. Ludw. Herbig betraut, die nicht lange vorher (1839) nach dem Tode ihres Begründers an dessen Neffen Friedrich Wilhelm Grunow über-

gegangen war. Dies war die Ursache der spätern engeren Verbindung. Am 12. Oktober 1841 wurde das erste Paket mit Grenzbotenheften nach Leipzig gesandt, und dieser Verkehr setzte sich bis in den Sommer des nächsten Jahres fort.

Aber Kurandas Erwartungen erfüllten sich nicht. In Frankreich war Guizot ans Ruder gelangt und war mit Erfolg bestrebt, das Mißtrauen der andern Mächte zu zerstreuen. Die vlämischen Bestrebungen fanden bei dem deutschen Liberalismus nicht die gehoffte Teilnahme; um mit der Entwicklung des öffentlichen Geistes in Deutschland und vor allem in Oesterreich, das er doch immer vorzugsweise im Auge behielt, Fühlung zu behalten, war Brüssel zu abgelegen, und bei den Regierungen dieser beiden Länder bestand eine sehr unterschiedne Abneigung gegen deutsche Bücher und Zeitschriften, die im Auslande zensurfrei gedruckt wurden, sodaß Kuranda bei aller Vorsicht stets in Gefahr war, ein Verbot heraufzubeschwören. Dem Verfasser des „Biographischen Lexikons für das Kaisertum Oesterreich“ hat er später erzählt, der damalige preussische Gesandte in Brüssel, Heinrich von Arnim, hätte die Grenzboten beeinflussen wollen und, um sich für Kurandas Widerstand zu rächen, veranlaßt, daß die Sendungen der Zeitschrift an der preussischen Grenze regelmäßig mit Beschlag belegt wurden. Die Geschichte klingt etwas romantisch, da ohne förmliches Verbot eine solche Maßregel doch nicht möglich gewesen wäre, auch wohl andre Beförderungswege hätten ermittelt werden können. Auf jeden Fall hätten sich dann die preussischen Grenzbeamten als zuverlässiger bewährt, als nachher, wie wir sehen werden, die österreichischen.

Wie dem aber auch sei, Anfang Juni 1842 kam Kuranda nach Leipzig, um sich mit Grunow darüber zu verständigen, daß dieser die Zeitschrift in den Schutz seiner Firma nähme. Er konnte hoffen, daß im Mittelpunkte des deutschen Buchhandels, unter einer verhältnismäßig milden Censur, in der Nachbarschaft Preußens und Oesterreichs, eine politisch-litterarische Zeitschrift, der er nun die Aufgabe zuwies, zwischen Oesterreich und Deutschland einen lebhaften geistigen Verkehr zu vermitteln, mit besserem Erfolge gedeihen würde. Die Vereinigung wurde rasch geschlossen, und der Druck der Hefte des zweiten Semesters alsbald in Leipzig begonnen und fortgesetzt. Die Redaktion besorgte Kuranda zunächst noch von Brüssel aus weiter. Als seinen Vertreter für redaktionelle Geschäfte hatte er einen jungen Landsmann bestellt, der sich in Leipzig eingefunden hatte, um sich hier ein Fortkommen als Litterat zu suchen. Es war Jakob Kaufmann.

Von der damaligen Leipziger Presse kann man sich heutzutage schwer eine Vorstellung machen. Tageszeitungen gab es nur zwei, die amtliche Leipziger Zeitung, in Sachsen damals „der sächsische Kinderfreund“ genannt, und die Leipziger Allgemeine Zeitung, die eine Bedeutung für Norddeutschland anstrebte, wie sie die Augsburger Allgemeine Zeitung für Süddeutschland und

Österreich hatte, nach 1840 das Hauptorgan der Opposition in Preußen wurde und nach dem 1842 dort erlassenen Verbote den neuen Titel „Deutsche Allgemeine Zeitung“ und eine vorsichtiger Haltung annahm. Daneben aber erschien eine Unzahl von Blättern ein- oder mehreremal in der Woche, die entweder ausschließlich Politik trieben, wie die zur Zeit des Deutschkatholizismus allgemeiner bekannt gewordenen „Sächsischen Vaterlandsblätter“, deren Hauptmitarbeiter Robert Blum war, die „Lokomotive“ von Held und die „Staatsbürgerzeitung“, oder, eigentlich belletristisch, auch Staats- und Theaterangelegenheiten mit gleichem Eifer behandelten: der „Komet“, der „Planet“, die „Zeitung für die elegante Welt“ (Gustav Kühne, später Heinrich Laube), die „Rosen“ (Robert Heller) u. v. a. Diesen gegenüber zeichneten sich die Grenzboten sofort durch einen größern Stil, eine bei frischem Zugreifen doch vornehmere Haltung aus. Haftete jenen mehr oder weniger der lokale Charakter an, so wurden die Grenzboten sehr bald das Organ für alle Schmerzen der Deutschösterreicher. Nicht nur die jungen Poeten, von denen, wie man damals sagte, allwöchentlich einer mit einem Bändchen Freiheitsliedern in der Tasche über die böhmisch-sächsische Grenze kam, und die sich meist durch heimliche Lektüre Börnes zu gewaltigen Republikanern herangebildet hatten, schlossen sich ihm an; die ständische Opposition ergriff begierig die Gelegenheit, über Verhandlungen zu berichten, die in Österreich selbst nicht laut werden durften, und bis hoch hinauf in die Staats- und Hofkanzleien redeten sich die mißvergnügten Beamten von der Leber, was sie drückte. Was ihm so auf geheimen Wegen zufloß, unterzog Kuranda mit dem ihm eignen Geschick sozusagen einem Beredlungsverfahren. Er hütete sich sorgfältig, das Regierungssystem als Ganzes anzugreifen, ließ Prinzipienfragen und Programme auf sich beruhen, verarbeitete nur zu schonender und unterhaltender Schilderung die Einzelheiten, die ihm als verschwiegenem Beichtvater anvertraut worden waren. Suchte ein solcher Aufsatz die einen, so kitzelte er die andern nur, und so freuten sich abwechselnd die einen und die andern und im Grunde alle über den Ärger der verhassten Machthaber.

Diese in absolutistisch regierten Staaten stets thätige Opposition innerhalb des Mandarinentums kam der Zeitschrift auch anderweitig zu gute. Natürlich wurde sie sofort von einem Verbote für den österreichischen Kaiserstaat ereilt, aber trotzdem kannte und las jedermann die „grünen Hefte.“ Zunächst kam es nur darauf an, sie über die Grenze zu bringen, und das geschah auf dieselbe Weise, wie ausländischer Tabak herein und ungarischer Wein hinausgebracht wurde. Den Schwärzern war es einerlei, welchen Inhalt die Pakete hatten, die sie auf Schleichwegen bei Herrnskretschken oder Adersbach um die Zollämter herum beförderten. Und nicht allein die Zeitschrift, sondern gelegentlich auch deren Redakteur wurde „gepascht.“ S. A. Schindler, ein nicht unbegabter Dichter und in den sechziger Jahren Parlamentarier von

zweideutigem Kufe, rühmte sich 1848 in Wien gegen Heinrich Pröhle, daß er einmal als Polizeibeamter Kuranda einen Besuch in seine Heimat ermöglicht hatte, indem er sich mit seinem breiten Oberkörper in das Kutschfenster legend den kleinen Mann gänzlich verbarg. Als später die Eisenbahn von Sachsen nach Böhmen gebaut war, blühte vollends ein originelles Schmuggelsystem. Waren die österreichischen Buchhändler benachrichtigt worden, daß ein Ballen mit gefährlichen Drucksachen von Leipzig abgegangen war, so schickten sie einen von gleichem Gewicht und mit gleichem Zeichen, aber mit unschädlichen Büchern gefüllt, auf den Bahnhof, wo dann beide gegen einander ausgetauscht wurden. Natürlich war das nur möglich, wenn die Unterbeamten durch Bakschisch blindgemacht waren, und die obern ein Auge zudrückten.

Zwischen den drei jungen Leuten — denn jung waren sie damals noch alle drei, Kuranda nur um ein paar Jahre älter als die beiden andern —, die sich zur Herausgabe der Grenzboten vereinigt hatten, Kuranda, Grunow und Kaufmann, entspann sich bald ein enges Freundesverhältnis, das auch andauerte, als das Schicksal sie später wieder aus einander führte. Der jetzige Verleger der Grenzboten hat keine persönliche Erinnerung an die beiden Freunde seines Vaters. Damals, als die Grenzboten ans Licht traten, war er noch nicht geboren, sein Vater noch nicht einmal verheiratet, und der Zufall hat es gefügt, daß er in spätern Jahren keinem der beiden Männer jemals begegnet ist. Was er von ihnen und der ersten Grenzbotenzeit erzählen kann, beruht auf gelegentlichen Äußerungen seiner Eltern, soweit sie ihm im Gedächtnis haften geblieben sind, auf Mitteilungen der wenigen Freunde, die noch an der Wiege der Grenzboten gestanden haben, und auf alten Briefen, die sich erhalten haben. Er hatte gehofft, als er sich im vergangenen Jahre mit dem Gedanken an dies Erinnerungsheft trug, noch manches von seiner Mutter zu erfahren, wenn er an dessen Zusammenstellung ginge. Aber auch sie ist heimgegangen, ehe die Zeit zur Ausführung kam, und so hat er nicht mehr die Genugthuung, dies Heft in ihre Hände legen zu können, für die dieser Tag eine besondere Freude gewesen wäre.

Kaufmann, der noch unter Freytag und Schmidt und auch nach dieser Zeit noch zu den Mitarbeitern der Grenzboten gehörte, wird weitem Kreisen unsrer jetzigen Leser aus dem Aufsätze bekannt sein, den ihm Freytag nach seinem Tode in der Zeitschrift „Im neuen Reich“ widmete, und der auch in Freytags gesammelten Schriften abgedruckt ist, vielleicht auch aus dem Nachrufe Julian Schmidts, der in den dritten Band von dessen „Bildern aus dem geistigen Leben“ aufgenommen worden ist. Beide Aufsätze sind warme Freundeszeugnisse für den stillen, feinen und liebenswürdigen Mann, dem jeder zugethan war, der ihn kannte. Von ihm selbst liegen nur noch wenige Briefe vor, die aber erkennen lassen, welch warmes und treues Herz in dem Manne schlug. Er war einer der besten Leute, die jemals für die Grenzboten geschrieben haben,

dabei einer der Menschen, die geschaffen zu sein scheinen, in uneigennützig, rastloser Arbeit für andre ihr Leben hinzubringen. Er fand nie Zeit, an sich selbst zu denken. Und dabei war er einer der besten Mitarbeiter, die die Grenzboten gehabt haben. Leichter Stil und gewinnender Humor zeichnen alles aus, was er schrieb, dabei aber auch der Ernst einer reinen Seele, und für diesen Ernst die Kraft des Ausdruckes, wo er glaubte, daß er angebracht wäre. Noch in spätern Jahren, als er lange von der Heimat fern, und seine Feder der alten Thätigkeit entfremdet gewesen war, als er alternd und krank vergeblich Heilung in Deutschland suchte, gewann er noch jedes Herz durch sein lebhaftes und liebenswürdiges Erzählertalent und seinen feinen und reichen Geist.

Kurandas glänzende Eigenschaften gingen vielleicht nicht so in die Tiefe, aber auch bei ihm paarten sie sich mit gewinnender Liebenswürdigkeit, wie aus den zahlreichen Briefen hervorgeht, die noch von ihm vorliegen, und aus den Schilderungen derer, die damals mit ihm verkehrten. Er war klein und zierlich, sein Kopf nicht schön, aber ausdrucksvoll, und besonders waren dies seine schönen und großen dunkeln Augen. Während Kaufmann damals in seinem Außern den armen Schlucker nicht verbergen konnte, war Kuranda elegant und formgewandt, wohl auch, wie man ihm nachsagt, etwas eitel. Aber er war kein lässiger Dandy. Während ihn sein unruhiger Geist beständig hin- und hertrieb und ihn in dem philisterhaften Leipzig nie für längere Zeit zur Rast kommen ließ, war er unausgesetzt und leidenschaftlich an seinen Grenzboten thätig. Bald monatelang in Brüssel, in Paris, Prag, Wien, Berlin, Dresden und Hamburg oder auf längern Reisen in Oesterreich und in Italien, lebte er nur für sie, sorgte für sie, schrieb für sie, knüpfte Fäden an für sie mit hervorragenden Leuten und machte fast jede Nummer selbst fertig, wo er auch war und während der ganzen Zeit, in der er das Blatt leitete, bis ins Jahr 1848 hinein. Alfred Meißner, der in einem frühern Jahrgange der Grenzboten (1880, Nr. 1) einmal einiges aus der alten Grenzbotenzeit erzählt hat, sagte dort von ihm: „Kuranda war ein geistreicher Mann und liebenswürdiger Redakteur. Seine Artikel schrieb er mit großer Sorgfalt, und sie waren so elegant wie seine Erscheinung. . . . Sein Auge wachte über jeder Nummer mit zärtlicher Sorgfalt, und er sprach am liebsten davon, was das letzte Heft enthalten habe oder das nächste bringen werde. Er war mit ganzer Seele bei der Sache. Man konnte es ihm auf dreißig Schritte ansehen, wenn wieder einmal eine Feder ersten Ranges ihm ein Manuskript eingesandt hatte. Dann trug er sein Haupt mit besonderm Schwunge, die Hand führte noch lecker als sonst das zierliche Stöckchen, die Augen strahlten von siegreichem Feuer.“ Meißner erzählt bei dieser Gelegenheit auch, Kuranda habe damals etwas von einem kleinen Troubadour an sich gehabt; auf seinem Zimmer, ganz allein, habe er Guitarre gespielt und mit angenehmer Tenorstimme dazu gesungen.

Es hat etwas Rührendes für den, der nun selbst eine Reihe von Jahren dabei mitthätig gewesen ist, allwöchentlich ein Grenzbotenheft in die Welt hinauszuwandern zu lassen, in diesen alten vergilbten Briefen zu blättern und zu sehen, wie dieselben Sorgen, dasselbe Hoffen und Bangen, dieselben Nöte schon damals damit verknüpft waren wie heute. Fünzig Jahre lang allwöchentlich ein Heft der Grenzboten zu machen, der Leser weiß nicht, was für Arbeit stets und was für Not oft damit verknüpft ist, wenn er am Ende der Woche sein Heft rund und sauber in den Händen hat.

Das Gewölbe der Herbig'schen Buchhandlung — Gewölbe nannten die Leipziger Kaufleute ihre Geschäfts- und Lagerräume damals und auch noch später, als die meisten von ihnen schon längst die gewölbten Erdgeschosse der alten Häuser mit modernen Gelassen vertauscht hatten — befand sich in jenen Jahren im Hofe des Paulinums, links vom Kreuzgange, der noch unverändert die Höfe der Universität verbindet, mit den ausgetretenen Bohlenpfaden, von denen man meinen könnte, daß sie schon zur Zeit der Kreuzritter nicht mehr ganz neu waren. Die Thür führte vom Hofe in den hohen Packerraum, neben dem rechts und links die Kontore waren, links das der Gehilfen, rechts das kleinere des Prinzipals. Drüben schwang dessen Vertreter das Szepter, anfangs kurze Zeit Herr Kersten, dann Herr Werner, der noch jetzt als Besitzer der Schönfeld'schen Verlagsbuchhandlung in Dresden Geschäftsfreund des Hauses ist — beider Namen werden öfter in den Briefen erwähnt. Hier verkehrten die Redakteure und Mitarbeiter der Grenzboten und die ersten Autoren des jungen neben dem Kommissionsgeschäft aufkeimenden Verlags, hier gingen der flotte Kuranda mit elegantem Spazierstöckchen und der bescheidne Korrektor Kaufmann im abgeschabten Röckchen aus und ein.

Die Druckerei war nicht weit davon in einem Hofe des Kupfergäßchens. Es war eine kleine Druckerei; sie erschien dem jungen und bescheidnen Verleger aber offenbar groß genug für die kleinen Grenzboten, und er hielt treu zu ihr, obwohl ihr, wie es Druckereien zu gehen pflegt, oft etwas Menschliches begegnete, was den Redakteur dann in helle Verzweiflung brachte, wenn er fern von Leipzig war und nicht selbst eingreifen konnte. Ich habe heute eine fürchterliche Nacht verlebt! heißt es dann gelegentlich in einem Briefe Kurandas:

Der Teufel und alle bösen Geister sollen dieser niederträchtigen Andrä'schen Buchdruckerei in den Hals fahren. Alle Stellen, die ich in dem Aufsage des Dr. Caspar gestrichen habe, sind stehen geblieben. Ich habe nämlich die betreffenden Stellen bloß mit Notstift eingeringelt, wie ich das schon unzählige male gethan, und die Sezer, statt die Stellen wegzulassen, haben sie mit gesetzt, sodaß jetzt die Worte Hurerei u. s. w. und noch dazu mit unzähligen sinnlosen Einschließungszeichen darin vorkommen. Jeder vernünftige Faktor hätte dies erkannt — wahrscheinlich hat Andrä wieder die Sezer gewechselt. Ist dies der Fall, und der Mann nimmt keine Rücksicht auf die Stabilität und das notwendige Einarbeiten der Sezer — so müssen wir dieses Nest, das uns schon so großen Ärger bereitet, meiden.

Ein andermal schreibt er:

Die Korrektur ist unter aller Würde niederträchtig. Ich werde zwar in den ersten Tagen des September persönlich in Leipzig Musterung halten, aber da mittlerweile noch ein oder zwei Hefte vom Stapel laufen, so waschen Sie dem liederlichen oder eselhaften Korrektor den Kopf. In dem kleinen Aufsatz W. A. Gerle läßt er Fraktion gegen die josephinische Zeit statt Reaktion, Johann Rochefort statt Nohan Rochefort stehen; vorige Woche in der Notiz über Schusellas Briefe Kaiser Josephs wird dieser Kaiser ein gekrönter Humorist statt Humanist genannt. Und welcher Wahnsinn steht erst in den übrigen Aufsätzen, die von etwas undeutlicherer Hand als die meinige geschrieben sind. Die Hälfte dieser Schweinereien fällt allerdings der Buchdruckerei zur Last, die so ungebildete und schlechtbezahlte Setzer hat — aber ich will auch aufräumen!

Oder es heißt:

Daß die Setzer manchmal eine Nacharbeit machen müssen, ist ganz in der Ordnung, es kommt überall vor. Es mag für die Druckerei unangenehm sein, aber ich liege auch nicht auf Rosen, wenn ich zu expediren habe, und einer meiner Mitarbeiter noch nicht fertig ist mit seinem Beitrag. Ich will, daß unsre Hefte, besonders was die französischen Artikel betrifft, frischer und früher als die andern sein sollen — was kümmert uns der Setzer und seine Bequemlichkeit, der Vortheil unsers Journals geht vor allem.

Für ihre Verhältnisse leistete die Druckerei aber alles Mögliche. Des Sonnabends wurden die für Oesterreich bestimmten Bücherballen gepackt und versandt. Um diesen beigelegt zu werden, mußten die Grenzboten am Freitag nachmittag ausgetragen werden, aber das war oft nicht möglich. War sonst alles glatt gegangen, so war noch schließlich der Herr Censor, ohne dessen Durchsicht kein Bogen gedruckt werden konnte (damals Dr. Marbach), der oft überbürdet oder nicht anzutreffen war, ein Stein im Wege, der den Druck verzögerte, sodaß dieser dann erst in der Freitagsnacht besorgt werden konnte. Dann mußte Sonnabends früh, oft, auch im kalten Winter, vor 6 Uhr schon das gesamte Herbig'sche Personal im Geschäft stehen, die Pakete packen und kleben, daß die Hefte noch um 8 Uhr zur rechten Zeit ausgetragen werden konnten, um in die Ballen mit doppeltem Boden verpackt zu werden, die nach Oesterreich wanderten. Der doppelte Boden war das üblichste Schmuggelmittel. Wenn die strengen Herren Zoll- und Censurbeamten in Oesterreich pflichtgemäß die Schafe unter den Büchern von den Böcken geschieden und diese zurückbehalten hatten, drückten sie die Augen zu und ließen das Packmaterial samt den doppelten Böden von den Buchhändlern wegtragen. Eingeschmuggelt auf diese oder die früher erwähnte Art wurde aber nur, was nicht durch eine „Scheda“ (erga schedam) freien Eingang erhielt. Dies waren Blankoformulare, die höhergestellte Personen erhielten, um gelegentlich verbotenen Büchern freien Eingang für sich selbst zu sichern, und auf die sie den Titel des gewünschten Buchs zu schreiben hatten. Auf diese „Scheden“ schrieb dann der Buchhändler, dem sie übergeben waren, noch so viele Titel verbotener Früchte, als der Raum

über der Unterschrift des Berechtigten nur irgend zuließ. Schriftvergleichler konnten doch die Kontrolleure nicht sein! Auch der Umstand gab Gelegenheit zu unschuldigem Versteckensspiel, daß die Bücher damals vielfach „roh“ ausgeliefert wurden, d. h. in ungefalteten Bogen lagen. Da konnte man denn unerlaubte Bogen zwischen die erlaubten legen — wer hätte alles durchblättern können mit der einen Hand, während die andre gedrückt wurde! Und so sproßten auch die grünen Blätter fröhlich auf dem vom Staate wohlgeäteten Boden auf, jede Woche frisch, und reichlicher von einem Jahre zum andern.

Aber es waren nicht nur äußere Feinde, wie Druckerteufel, Censor und Zöllner, die gelegentlich Not machten, sondern im innersten Redaktionsheiligtume kam es manchmal zu Verdrießlichkeiten, sogar der gute und getreue Kaufmann gab dazu Anlaß. Zunächst war er nur mit dem Titel und Amt eines Korrektors und mit dem Gehalte von zehn Thalern monatlich nebst einer Neujahrsgratifikation angestellt — große Mittel hatten die Grenzboten nicht —, und als solchem wurde ihm noch nicht zuviel anvertraut. So schreibt einmal — am Ende des ersten Leipziger Halbjahres im November 1842 — Kuranda an seinen Verleger:

Nur gegen Eins muß ich Einwendung machen. Sie wollen fortan das Manuskript unserm Freunde Kaufmann mit nach Hause zur Orientirung geben. Sie wissen, welches Vertrauen ich zu unserm Freunde habe, und welchen ehrenvollen Vertrauens sein trefflicher Charakter würdig ist. Democh muß ich gegen diese neue Anordnung mich sträuben. Erstens kann durch dieses Hin- und Hertragen leicht ein Blatt, ein Zettel verloren gehen und uns in die peinlichste Verlegenheit bringen. Zweitens kann man nicht wissen, durch welchen Zufall ein ungeweihtes Auge auf ein Manuskript fällt, das nicht für seinen Blick bestimmt ist. Bei einer honetten Zeitung, mein Freund, darf das Manuskript nicht aus der Buchdruckerei kommen. Halten wir diesen Grundsatz fest, schon jetzt, wo ein ehrenwerter Freund die Korrekturen besorgt, so werden wir später, wenn dieser als Millionär dieses Amt aufgibt, nicht eine neue Ordnung einzuführen brauchen. Ich habe vor Kaufmann keine großen Redaktionsgeheimnisse, er mag alles Manuskript sehen. Aber ich muß darauf bestehen, daß es nicht aus der Buchdruckerei hinauslämmt!

Gelegentlich kommt auch einmal eine Note wie diese:

Waschen Sie doch unserm ehrwürdigen Freunde Kaufmann tüchtig den Kopf. Was ist das für eine Korrektur, worin Klopstock statt Klopstock mehrmals stehen bleibt;

und auch später noch, als Kaufmann schon nicht mehr in Leipzig war, kommt einmal der Stoßseufzer:

Kaufmann, der Sie grüßen läßt, ist leider der Alte; trotz meines Drängens ist kein Manuskript aus ihm herauszubringen. Keine Energie, kein Fleiß! Nun denken Sie sich aber meine Lage gegenüber einem bedürftigen Freunde, der faul ist!

Kaufmann hing, wie es scheint, bei der Arbeit oft von seinen Stimmungen ab, arbeitete überhaupt nicht rasch, sondern trug, wie auch Freytag

von ihm erzählt, seine Gedanken lange mit sich herum, ehe sie in einem Aufsatze Form gewannen. So mag er manchmal den Freunden lässig erschienen sein; es kommen wiederholt Aufforderungen, ihn anzuspornen, daß er etwas schreibe: „es ist auch für seine jetzige Stellung gut, wenn er arbeitet.“ Es wird sogar erzählt, wenn man von ihm etwas hätte haben wollen, so wäre er mit Tinte, Feder, Cigarren und einer Flasche Wein in eine Stube gesperrt und nicht eher herausgelassen worden, bis er einen feinen Aufsatz zu Papiere gebracht hatte.

Bald wurde er einer der regelmäßigen Mitarbeiter der Grenzboten und eine wertvolle Stütze für Kuranda, wie dieser sie brauchte. Die gleichen Anfangsbuchstaben (S. K.), mit denen sie gelegentlich ihre Beiträge unterzeichneten, hat manchmal nicht unterscheiden lassen, wer von beiden der Verfasser war; daß aber der Löwenanteil Kaufmann zuzusprechen sei, und Kuranda den Ruhm für Kaufmanns Fleiß eingehemmt hätte, wie ihm nachgesagt worden ist, ist schon nach dem bisher erzählten nicht anzunehmen. Dagegen spricht auch die Gewandtheit Kurandas und die Leichtigkeit seiner Feder, und es geht mehrfach aus den Briefen hervor, daß Kuranda unausgesetzt für die Grenzboten schrieb, manchmal die halben Hefte.

Kuranda war Eigentümer des Blattes geblieben, und der Verleger genoß nur einen Gewinnanteil davon, durfte sich auch nicht in Kurandas Redaktionsangelegenheiten mischen. Dabei bestand aber ein fortgesetzter reger Meinungs- austausch, sowohl über innere als über äußere Fragen.

Was dem Blatte frommen, wie ihm immer größeres Gewicht gegeben, wie es vorwärts gebracht werden könnte, beschäftigte Verleger und Herausgeber unausgesetzt. Einen leichten Weg hatte es auch damals nicht, und oft haben die Herausgeber zwischen Hoffen und Bangen geschwebt. — „Herr Kersten,“ heißt es in einem der ersten Briefe Kurandas, „hatte kürzlich geschrieben, es hätten sich nur sechzig Abonnenten eingestellt. Hoffentlich sind sie unterdes auf achtzig angewachsen. Vor Neujahr erwarte ich keinen Wendepunkt, aber einen sehr bedeutenden sodann.“ Er hört von Korrespondenten, daß man in Wien, Prag, Heidelberg u. s. w. die Grenzboten von Neujahr an in den Kaffinos verlangt: „Gott gebe es! Ich habe es nötig und Sie auch! — Wir wollen mit vereinten Kräften unser Kindlein zu einem großen, kräftigen Jungen erziehen, an dem wir unsre Freude und unsre Stütze im späten Alter (!) haben.“ — Dann aber: „Machen wir uns auf wenig gefaßt, damit uns das Ziel überraschen kann!“

Das Ziel kam erst spät. Anfang 1846 wurden 690 Abonnenten noch als „liebenswert“ mit Freuden begrüßt, und Kuranda schreibt seinem Verleger, daß dieser schon an 800 und 1000 denke, sei eines großen Mannes würdig. „Als Napoleon, der als kleiner Korporal begonnen, erster Konsul wurde, ist er nicht stehen geblieben und hat an die Kaiserkrone gedacht. Ich gratulire

Sw. Majestät. Wenn wir erst à la Napoleon diesen liebenswürdigen Kaiserzepter über 1000 Abonnenten zwölf Jahre lang ausgestreckt haben, dann wollen wir uns höchst zufrieden nach Elba in Ruhestand versetzen und auf jede neue Landung verzichten, um kein Waterloo zu erleben, wie noch viel größere Mämer als Napoleon es erlebten, z. B. August Lewald."

Aber im Jahre 1847 trat dann ein rascheres Wachstum der Leserzahl ein; da schreibt er erfreut: „Vor allem meine Gratulation zu den 1300! Dies ist über alle Erwartung, und ich bin sogar gefaßt, daß sie von dieser Höhe im Laufe des Jahres um einiges hinabsinken werden.“ Und als ein Jahr später diese Zahl fast auf das Dreifache gestiegen war, wird dies als ein unnatürlicher Ausschlag bezeichnet, der vorübergehen müsse, wie es denn auch bald geschah. Zunächst war aber noch manche harte Arbeit zu thun und mancher Verdruß auszukosten. Es mußte gespart werden, es war gegen mächtige Konkurrenz anzukämpfen, und es war nicht immer leicht, das nötige Manuskript zusammenzutreiben. Kuranda bestritt anfangs seine Redaktionskosten allein aus dem Erlös einer Anzahl von Exemplaren, die ihm nach Brüssel geliefert wurden, und die er in Belgien vertreiben ließ. Das gab nur eine schwankende und bald sich sehr vermindernde Einnahme, als das Blatt sein besondres Interesse für die Belgier nach und nach verlor. „Sie können nicht glauben, lieber Grunow,“ schreibt er im Februar 1843, „was mir das Blatt für Mühe und Angst macht. Zudem habe ich durch die Übersiedlung nach Leipzig den größten Teil meiner hiesigen Abonnenten eingebüßt (weil man es nicht mehr als ein belgisches Blatt betrachtet), wie Sie schon daraus merken müssen, daß ich statt der ausbedungenen 125 Exemplare mir kaum die Hälfte jetzt schicken lasse. Ich habe dadurch die traurige Notwendigkeit, das Defizit aus meiner Tasche zu decken, und Sie werden meine Furcht und meine Hoffnung darnach beurteilen können.“

Ein etwas späterer Brief spricht sich schön über die Pläne und Hoffnungen aus und zeigt, mit welcher Gesinnung Kuranda sein Blatt führte. Es heißt darin:

Vor allem danke ich Ihnen, lieber Freund, für die Freimütigkeit, mit welcher Sie sich aussprechen. Ich liebe Offenheit, weil ich selbst offen bin, und die Ähnlichkeit unsers Charakters in dieser Beziehung macht mir Sie lieb und wert. . . .

Glauben Sie mir, lieber Freund, kein Mensch weiß besser als ich die Achillesferse und alle Mängel unsrer Grenzboten zu beurteilen. Ein je festeres Bild ich von dem Ideal habe, nach welchem ich eine Zeitschrift herausgeben möchte, umsoweniger kann mir, so wie die unsrige jetzt ist, selbe ganz genügen. Allein Sie dürfen mich nicht mit jenen unpraktischen Sprudelköpfen vermengen, die das Kind mit dem Bade verschütten. Die Hauptsache für die Zukunft eines Journals ist, daß der Redakteur weiß, wohin er gelangen will, und einen bestimmten Plan vor Augen hat. Jede gute Saat muß allmählich aufblühen. Auch die Augsburger Allgemeine Zeitung hat in den ersten Jahren ihre Abonnenten nur nach Hunderten gezählt. Allerdings ist Preußen nicht hinlänglich in dem Blatt bedacht; auch vielleicht mancher Tadel, der hie und da Ihnen gesagt wird,

hat seine Begründung; allein dies beunruhigt mich nicht. Lassen Sie mich nur erst die materiellen Mittel dazu haben, um tüchtige Korrespondenten nach ihrem Werte zahlen zu können, und Sie sollen sehen, welchen Aufschwung wir nehmen wollen. Es ahnt aber von all den Tadlern gewiß keiner, daß ich von 50 bis 60 Abonnenten, die ich hier und in Holland habe, alles Manuskript, meine Redaktion ganz abgerechnet, bestreiten muß. Sie allein wissen, welche Opfer ich bisher in Hoffnung auf unsre Zukunft gebracht, und daher dürfen Sie vor allem überzeugt sein, daß ich diese nicht leichtsinnig auf das Spiel setze.

Es ist von Kuranda gesagt worden, daß er einen ausgesprochen Geschäftssinn gehabt habe. Die Briefe lassen dies nur in dem einen Sinne erkennen, daß er fortwährend auf Mittel und Wege bedacht war, den Grenzboten neuen Absatz, weitere Verbreitung zu verschaffen; dazu macht er wiederholt Vorschläge. Daß materielle Differenzen in diesen Jahren des Zusammenarbeitens zwischen Herausgeber und Verleger vorgekommen wären, davon findet sich nichts in den Briefen. Sie atmen stets herzliche Freundschaft und Zuneigung.

„Daß wir Hand in Hand gehen wollen,“ heißt es in einem Briefe aus dem Jahre 1846, „ist mein Wunsch wie der Ihrige. Verstehen und vertragen sich doch wohl selten in Deutschland Schriftsteller und Verleger so innig wie wir beide; unser Verhältnis ist nicht bloß ein Geschäfts- sondern ein Freundschaftsbund und soll immer so bleiben.“

Gelegentlich giebt es wohl auch einmal einen Zank, aber um große Dinge handelt es sich nicht, wie folgender Brief Kurandas erkennen läßt:

Ihr Brief ist so spitz und sonderbar, daß ich keine Lust habe, mich schriftlich auf die Beantwortung desselben einzulassen, da das geschriebene Wort schwerer in die Schale fällt als das gesprochene. Dhnehin werde ich bald das Vergnügen haben, mündlich mit Ihnen mich zu unterhalten.

Daß es mir zu Herzen geht, wenn die Zahl unsrer Abonnenten nicht nach Wunsch wächst, davon sind Sie überzeugt. Übersetzen Sie aber nicht, daß wir noch mit jedem Jahre um hundert Abonnenten gestiegen sind, daß unser Blatt erst anfängt, bekant zu werden. Lasse ich es etwa sinken? Gewinnt es nicht mit jedem Monat an Mannichfaltigkeit und Gehalt? Was schmollen Sie mit mir? Was zählen Sie mir die paar Bogen nach, die ich als Gefälligkeit ohne Honorar erhalte? Gilt diese Gefälligkeit nicht ganz meiner Person? Daß ich durch kostspielige Reisen mir Freunde erwerbe, und daß meine persönlichen Bekannten mich dann unterstützen, daß Personen wie Fürst Schwarzenberg u. s. w. gerade kein Honorar von mir verlangen, daß sie aber auch andern Journalen überhaupt keine Arbeiten liefern, das alles bringen Sie nicht in Anschlag. Daß ich Barnhagen für einen Artikel 30 Thaler zahle, Sternberg für 1½ Bogen 20 Thaler u. s. w., darüber gehen Sie weg; machen aber drei Ausrufungszeichen, daß ich Fränkl in Dessau nur 8 Thaler gebe. Was sind das für Klauereien. Ich habe für 156 Bogen Manuskript und meine Redaktion 1200 Thaler. Wenn ich da jeden Buchstaben zahlen sollte! Sie können dabei mich nicht anklagen, daß ich um Honorar zu sparen (nach dem Beispiele andrer Redaktionen) Schund aufnehme. Was wir bringen, rührt von den besten Federn her. Ob ich dafür

einen Handdruck oder eine Rolle Dukaten zahle, dies, glaube ich, ist meine Sache. Doch wir haben 2½ Jahre in Ruh und Frieden gelebt; wir wollen uns auch heute nicht zanken. . . . So möge es mir selber wohlgehen, wie ich innig und von Herzen auch Ihren Vorteil wünsche. Und für meine herzliche und ehrliche Gesinnung und Bemühungen schmollen Sie mit mir. Ist das recht?

Wegen der Herren Mitarbeiter giebt es öfter einmal einen kleinen Streit oder einen freundschaftlichen Rat, der den jungen Verleger der damaligen Litteratenwelt gegenüber, die Kuranda gut genug kennt, vorsichtig machen soll. Da heißt es:

Wie können Sie, der erfahrene Leipziger Geschäftsmann, Zahlungen machen, ohne von mir beauftragt zu sein. . . . Wenn Sie alle Litteraten, die in Verlegenheit sind, aus der Patsche ziehen wollen, dann wünsche ich Ihnen eine Rente von 100 000 Thalern.

Ein andermal:

An W. senden Sie das inliegende Briefchen; ich rate Ihnen jedoch, sich seine Person vom Leibe zu halten. Er ist wie ein Schwamm, der immer saugen will, und einer, der auf jeden schimpft, der nicht seinen Willen thut.

Die Mitarbeiter scheinen öfter nicht gut haben abwarten zu können, bis sie ihr Honorar vom Redakteur erhielten, und deshalb den Verleger bedrängt zu haben, der leichter zu erreichen war als Kuranda, der bald hier bald dort war und oft guten Grund hatte, ganz zu verschwinden, wenn ihm die strenge Hermandad nachspürte. Dann läßt sich der in die Enge getriebene Verleger zu Zahlungen verleiten, die nicht immer den Beifall des Redakteurs haben.

Erkundigen Sie sich, bei welcher Redaktion Sie wollen — schreibt Kuranda einmal —, ob sich eine die Mühe nehmen kann, derlei Zipfelchen zu jeder Stunde auszurechnen. . . . Sie kennen noch nicht die Manieren dieser Herren, besonders der kleinen Leute. Wenn Gotta und Brockhaus alle ihre Mitarbeiter fünf- bis sechsthalerweise bezahlen wollten, hätten sie viel zu thun. Ich gebe lieber Vorschüsse, als daß ich mich so plage und — erniedrige. . . . Fortan ist am 1. Jänner und am 1. Juli Abrechnung mit jedem Autor. Dies antworten Sie jedermann; wer nicht zufrieden ist, soll in Zukunft nichts schicken. Ordnung muß sein! Daß wir im Ruße stehen, schlecht zu zahlen, ist natürlich. Brockhaus steht in demselben Ruße. Die Elegante und die meisten andern Journale auch. Nur die Augsburger macht eine Ausnahme. Wollen Sie, daß ich mit 1200 Thalern jährlich einen Ruf wie die Augsburger haben soll? . . . Und nun habe ich meine Galle ausgegossen und will wieder ein schönes Vuberl sein. Wir müssen uns bisweilen recht zanken, lieber Grunow, wegen der Versöhnungsszenen, die bei einem Liebespaar immer die schönsten sind. Gott erhalte Sie, und vertrauen Sie stets auf Ihren R.

Wie dieser Brief, so klingen alle kleinen Zwistigkeiten aus. „Verlassen Sie sich auf Ihren Redakteur, der nicht bloß ein Theoretiker, sondern auch ein Praktiker ist,“ kann Kuranda seinem Verleger zurufen, und dieser kann ihn ruhig gewähren lassen. Denn zu den Sorgen kommt mancher frohe Ausblick. „Unsre Hefte sind schön und befriedigen immer die Erwartung,“ schreibt ihm Kuranda. „Ich widme meinen ganzen Fleiß dem Blatte, wie Sie aus Hest . . .

ersehen haben, von dem fast die Hälfte aus meiner Feder ist.“ Wenn es auf das Ende des Jahres zugeht, schwellt frischer Hoffnungswind die Segel für die Fahrt ins neue. Und bringt dies den gewünschten Fortschritt, dann folgt auf den Ausdruck der Freude über den Erfolg, der „wirklich erstaunlich und über alle Erwartung“ ist, gewiß der Nachsatz: „Ich denke mir, es wird nur ein Sporn mehr für unsre eigne Thätigkeit sein.“ Aber auch ein freundschaftlicher Rat: „Über die Ostermesse hört man hier entsetzliche Klagen; alles ringt die Hände. Sie sind ein glücklicher Mensch, daß Sie so herauskommen. Seien Sie nicht zu verlagslustig, damit Sie im zweiten Jahre nicht verlieren, was Sie im ersten gewannen.“ — Dies schreibt Kuranda im Juni 1846. Es waren gefährliche Zeiten.

Kaufmann war bis zum Herbst 1845 Kurandas Redaktionsgehilfe geblieben, als sich der Wunsch in ihm regte, etwas mehr von der Welt zu sehen, und er sich mit überraschender Entschiedenheit entschloß, an einer Anstalt in Brüssel die Stelle eines Lehrers für deutsche Sprache und Litteratur anzunehmen. Hierdurch trat einige Not in der Redaktionsführung ein. Zunächst war Ersatz für Kaufmann vorhanden in einem andern Leipziger Mitarbeiter, der aber hinter den Kulissen blieb, Dr. Gustav Julius (der 1847 in Berlin die „Zeitungshalle“ gründete und 1852 als Flüchtling in London starb), sodaß Kuranda nicht gezwungen war, dauernd in Leipzig zu bleiben. Statt seiner galt als Kurandas Vertreter Dr. Hermann Sellinek, der 1848 in Wien erschossen wurde, ein Bruder des Leipziger Rabbiners. Er war auch vorübergehend „Korrektor“ der Grenzboten. Im November fragt Kuranda von Brüssel aus, wo er wieder für einige Zeit lebte, ob bereits alle Welt wisse, daß Julius die Grenzboten besorge, oder ob das Geheimnis bis jetzt hübsch bewahrt geblieben sei, und er fügt hinzu: „Ich ziehe es vor, daß man glaube, der unbedeutende Sellinek sei mein Faktotum, als daß der radikale Julius dafür gelte — der Ruf der Grenzboten darf kein radikaler sein.“ Im Frühjahr 1846 trat aber größere Verlegenheit ein. Auch Julius ging von Leipzig weg, Kuranda hielt es aber dort nicht aus, weil er Anregung brauchte und diese in Berlin zu finden hoffte. Es schien ihm überhaupt nötig zu sein, eine Zeit lang in der preussischen Hauptstadt zu leben und dort für die Grenzboten zu wirken und Verbindungen anzuknüpfen. Sellinek war, wie es scheint, zu wenig mehr als zum Korrektor zu gebrauchen, aber Kuranda glaubte auch ohne eigentlichen Redaktionsgehilfen durchzukommen und die Geschäfte von Berlin aus glatt besorgen zu können, wenn der Verleger und dessen rechte Hand, Herr Werner, alles ordentlich überwachten. „Lassen Sie aber B . . . nichts davon wissen, daß Julius abreisen will,“ schreibt er, „sonst drängt er sich auf, und es ist im Interesse unsers Blattes nötig, daß wir uns vom Cliquentwesen fern halten. B. aber hätte gleich Laube und Heller im Schwanze. Auch darf uns nicht jeder in die Karte gucken.“

So wurden denn jetzt die Grenzboten durch Kuranda allein von Berlin

aus redigirt, und es scheint auch ganz gut gegangen zu sein, wenn auch anfangs Stoßseufzer ertönen wie: „Wenn nur in der Druckerei keine Böcke geschossen werden. Dies müssen Sie und Herr Werner jetzt strenger als je bewachen, weil ich keinen Kaufmann und keinen Julius mehr an Ort und Stelle habe,“ und dann auch wirklich Zorn- und Schmerzensschreie wie die schon angeführten über den unglücklichen Andrä Loswettern. In dieser Zeit mußte der Verleger aber auch noch andre redaktionelle Dienste leisten als die Überwachung der Korrekturen allein. So mußte er einmal, als Kuranda Sorge hatte, daß eine Wiener Korrespondenz böses Blut machen möchte, einen Brief an Kuranda schreiben, zu dem ihm dieser vorher das Konzept verfaßt hatte, und ihn so einrichten, daß der Leipziger Poststempel auf den Briefbogen selbst kam, damit der Brief für den Notfall als Beweismittel dienen konnte, und darin mußte er denn und wehmütig um Verzeihung bitten, daß die fatale Korrespondenz, über deren Abdruck ihm Kuranda eine so bittere Strafpredigt gehalten hätte, durch einen unglücklichen Zufall und ohne Schuld der Druckerei, nur durch die des Verlegers allein in das Heft gekommen wäre. Der Brief mit dem Manuskript und den andern für die Druckerei bestimmten Sachen wäre spät am Abend eingelaufen, und Grunow hätte übersehen, daß es mit der Notiz „retour“ versehen gewesen wäre, und hätte es in der Eile mit in die Druckerei geschickt. Er bitte Kuranda, künftig die zurückzuweisenden Sachen mit Rotstift als solche zu bezeichnen. „Bin ich nicht ein großer Dichter?“ schreibt Kuranda zu dem mit noch allerhand Nebensächlichem geschickt verbrämten Konzept. Die Zeitungen waren damals wie mit Hundstagen gehezt. Mehr als einmal war es vorgekommen, daß Kuranda seinen Aufenthaltsort verheimlichen mußte, und in solchen Fällen mußten dann die Korrespondenzen, die in Gefahr schwebten, konfisziert oder geöffnet zu werden, auf Umwegen durch mehrere Hände befördert werden.

Auch der Aufenthalt in Berlin war nicht ohne Dornen und sollte nicht von Dauer sein. Schon im Juni kommt ein sorgenvoller Bericht, der als Stimmungsbild hier folgen möge:

Stellen Sie sich mein Erstaunen vor, als ich vorgestern plötzlich die Weisung erhielt, binnen drei Tagen die Stadt zu verlassen. Sie wissen, ich habe in Berlin keinen andern Zweck, als eben in einer großen, geistig bewegten Stadt zu leben, statt in dem langweiligen, krämerischen Leipzig. Es scheint aber, daß man mir der Teufel weiß was für Absichten untergelegt hat. Was mich nun bei dieser plötzlichen Ausweisung am meisten bestürzte, das war die Voraussicht, daß sich jetzt die Presse dieses Skandals bemächtigen wird, und mein Name nun vier Wochen in allen Zeitungen herumgewälzt werden wird, wodurch ich in eine so schiefe Lage und in eine äußerste Spitze der Opposition gekommen wäre, die meinen Gesinnungen und Empfindungen durchaus nicht zusagt. Sie wissen, ich bin ein ehrlicher, freimütiger Kerl — aber ich bin kein Revolutionär und will nicht einmal als ein Radikaler (was man in Deutschland so nennt) ausgeschrieben sein. Von Berlin abzureisen wäre mir ziemlich gleichgiltig, aber eine politische Rolle, nach der ich nicht geizig, spielen zu müssen, ist mir fatal. Ich wandte mich daher sogleich an die

belgische Gesandtschaft, und diese nahm sich meiner mit Wärme an. Die Ausweisung wurde vom Ministerium sogleich zurück genommen, und heute Abend bin ich zum Minister Bodelschwingh geladen, um über die Haltung unsrer Grenzboten mich zu verantworten. Diese Verantwortlichkeit kann ich zwar nicht anerkennen, denn ich bin kein Preuße, und unser Blatt erscheint in Sachsen unter Censur. Indessen ist es interessant und wichtig, die Beschwerden kennen zu lernen, die man gegen die Grenzboten hat. Es scheint eine abscheuliche Entstellung der Tendenz unsers Blattes dem Ministerium vorge spiegelt zu sein, und ich freue mich, Gelegenheit zu haben, sie auf ihren wahren Wert zurückzuführen. Ich habe heute Nacht die Grenzboten noch einmal genau überblickt und finde nirgends auch nur die geringsten Anhaltspunkte für die mich treffende Anklage. Ich werde ehrlich und offen mit dem Minister sprechen. Unser Blatt ist ein Blatt des Fortschrittes, aber des ruhigen, geselligen; Schadenfreude, Verhöhnung, Aufstachelung liegt nicht in meiner und seiner Natur. Wäre ich ausgewiesen worden, so hätte der Spektakel unserm Blatte ein hundert Abonnement mehr gebracht, aber ich weiß, Sie gehen nicht nach einem auf solchem Weg erreichten Vorteil, ebenso wenig als ich nach einer auf solche Weise erlangten Celebrität.

Am andern Tage kommt dann die Nachricht: „Die Unterredung mit dem Minister ist ganz zu Gunsten ausgefallen.“

Aber lange hielt der Friede doch nicht an. Im September kommen wieder Hiobsbotschaften. „Ich habe leider abermals Schwierigkeiten wegen meines hiesigen Aufenthaltes, und zwar gefährlichere als früher. Heute Abend wird sich entscheiden. Vielleicht möglich, daß ich künftige Woche in Leipzig sitze. Denken Sie meine Aufregung . . .“, dann: „Meine Angelegenheit steht etwas besser. Doch bleibe ich keinesfalls in Berlin, und meine Politik ist jetzt nur Rettung der Grenzboten vor Verbot . . .“ und zuletzt: „In meiner Sache hat sich nichts gebessert, und ich mache vorläufig alle Anstalten zur Abreise. . . Ihr sehr betrübter und für die Grenzboten allzusehr eifriger und büßender Freund R.“

Kuranda mußte das Feld räumen; er war dann abwechselnd in Leipzig, Dresden, Hamburg und Brüssel, und die Redaktion wurde währenddem in der bisherigen Weise weitergeführt. Da erfuhr sie eine Veränderung, die nachmals von großer Bedeutung für die Grenzboten werden sollte.

Das Patent vom 3. Februar 1847, wodurch Friedrich Wilhelm IV. den Vereinigten Landtag einberief, hatte neue Bewegung in die politische Welt gebracht, und die Grenzboten, deren Berichte aus Deutschland bis dahin an Zahl und in gewissem Sinn auch an Bedeutung gegen die österreichischen Beiträge zurückgestanden hatten, mußten nunmehr den preussischen Angelegenheiten umso größere Aufmerksamkeit widmen. Seit Ende Februar brachten sie damals Schilderungen der Bewegung, die durch jenes Patent in der Provinz Preußen und namentlich unter den Zunächstbetheiligten, den Mitgliedern des dortigen Provinziallandtages, hervorgerufen worden war, Schilderungen, die sich durch sachliche Schärfe und warmen preussischen Patriotismus über die Flut von Zeitungsartikeln und Broschüren des Tages erhoben. Der Verfasser war ein bis dahin unbekannter junger Realschullehrer in Berlin,

Julian Schmidt aus Marienwerder, der mit den Verhältnissen in seiner Heimat völlig vertraut war. Kuranda erkannte bald in ihm eine Kraft, wie er sie seit Kaufmanns Abgang entbehrt hatte, lud ihn sofort ein, probeweise in die Redaktion einzutreten, und Schmidt siedelte in der That nach Leipzig über, wo er am 1. Mai seine Thätigkeit begann und in gleicher Weise wie vormals Kaufmann dauernd Redaktionsgehilfe und lebhafter Mitarbeiter Kurandas wurde. Doch behielt Kuranda auch jetzt das Ruder fest in der Hand.

Zu Anfang des Jahres 1848 war Kuranda wieder in Brüssel, als ein Weltereignis eintrat, das ihn zuerst nach Paris und dann in höchster Eile nach Leipzig zurücktrieb. Ein offenbar in fliegender Eile aus Brüssel geschriebener Brief meldet seinem Freund und Verleger neben einigen schleunigen Dispositionen wegen des nächsten Grenzbotenheftes:

In Paris ist ein fürchterliches Blutbad. Die Revolution ist los an allen Ecken, und man fürchtet für Louis Philipp. Posten und Eisenbahnen sind unterbrochen, gestern und heute kam kein Brief hier an. Mit dem ersten Eisenbahnzug, der wieder nach Paris geht, reise ich dahin, also entweder heute Abend oder morgen früh. Ich bin über mich selbst aufgebracht, daß ich hier so lange gezögert und die wichtigsten zwei Tage nicht in Paris selbst angesehen habe. . . . Ich werde Ihnen von Paris aus mehrere Briefe über die Ereignisse sogleich zusenden, das Heft darf diese Woche vor Freitag nicht geschlossen werden, damit das allerneueste darin Platz findet. Indessen lasse ich Schmidt bitten, er möchte einige kleine Artikel und Korrespondenzen bereit halten, damit das Tagebuch für alle Fälle voll wird. Von der Aufregung, die hier herrscht, haben Sie keinen Begriff.

Entthronung Louis Philipps, Proklamirung der Republik in Frankreich: das war viel mehr als der Vereinigte Landtag, das konnte und mußte ganz andre Nachwirkungen haben, da mußte er auf dem Platze sein. Doch noch vor ihm war in Leipzig aus Brüssel ein Aufsatz Kaufmanns über das große Ereignis eingetroffen, den Schmidt als stellvertretender Redakteur vermöge seiner kritischen und unbefangnen Art zu denken ohne Zaudern aufnahm, obgleich die Leipziger Kreise, in denen er lebte, von der Februarrevolution entzückt und berauscht waren.

Man muß sich eben die Stimmung vergegenwärtigen, in der Deutschland die Kunde von Paris empfing! Seit sieben Jahren wußte die deutsche Nation, daß die Hoffnungen, mit denen sie die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. begrüßt hatte, unerfüllt bleiben würden, daß von ihm keine Änderung ihrer Lage würde herbeigeführt werden. Seitdem hatte sich eine von Tag zu Tag an Umfang und Tiefe zunehmende Spannung erzeugt, die sich, wie jedermann fühlte, in einem Blitz entladen und die Revolution entzünden mußte. Der Blitzstrahl kam aus Paris, und im Laufe weniger Wochen war die ganze deutsche Welt in Revolution. In Leipzig war man eben dabei, die Censur abzuschaffen, die Minister abzusetzen, ein Programm der sächsischen und der deutschen Politik festzustellen, als der Aufsatz in den Grenzboten erschien, der, in Brüssel geschrieben, in knappen Umrissen die Pariser Revolution als ein Erzeugnis jener

Stimmung zeichnete, die zusammengesetzt ist aus Übermut, Leichtsin und Unsauberkeit, die wir mit einem unübersehbaren Worte Trivialität nennen — als das gelungene Werk einer Verschwörung von Ränkeschmieden und Schauspielern, ohne jede Spur von Berechtigung. Der Aufsatz erfuhr anfangs in Deutschland die heftigsten Angriffe und wurde nachher ebenso überschätzt. Arnold Ruge, der sich damals in Leipzig als Prophet und Bevollmächtigter der Franzosen gebärdete, sprach davon, daß man Kuranda, den er für den Verfasser hielt, aus der Stadt werfen lassen müßte, begnügte sich aber vorläufig mit einem witzlosen und rohen Angriff in irgend einem Blättchen. Kuranda, der, wie gesagt, erst später eintraf, lehnte zwar die Autorschaft ab, teilte aber Kaufmanns Ansicht und bemerkte nicht unrichtig, es wäre zweierlei, wie Deutschland das Ereignis zu benutzen hätte, und wie dies vom französischen Standpunkt aus zu beurteilen wäre. Aber Kuranda sah alsbald, daß er auch in Leipzig nicht länger verweilen dürfte, sondern daß in Wien allein der rechte Boden für ihn sein würde; deshalb beschied er Kaufmann nach Leipzig, daß dieser als Kenner Österreichs zunächst mit Schmidt die Grenzboten für ihn weiterführe, die nun, wie er hoffte, ihre Mission nach beiden Seiten mit voller Freiheit und Erfolg erfüllen sollten; er selbst eilte weiter nach Wien.

Kaufmann verfocht seine Sache mit ebenso viel Bescheidenheit als unerschütterlicher Überzeugungskraft und schrieb zunächst eine Entgegnung an Ruge, die in einer Sammlung von Meisterstücken deutscher Publizistik nicht fehlen dürfte. Und wer heute den weiteren Verlauf der Dinge ohne Voreingenommenheit überblickt, wird seine Charakteristik der Februarrevolution in allen Punkten bis auf einen bestätigt finden. Wenn Kaufmann die dritte französische Revolution gegenüber der kosmopolitischen von 1789 und der europäischen von 1830 nur als eine lokale gelten lassen wollte, so hat sich darin der scharfsichtige Mann getäuscht oder sich wenigstens ungenau ausgedrückt. Der Sdeengehalt der Februarrevolution ist allerdings gleich Null, nicht einmal das allgemeine Stimmrecht würde sie behauptet haben, hätte es nicht Louis Napoleon als Mittel für seine Zwecke erkannt. Aber es ist eine alte Wahrheit, daß ein Funke, in eine Pulverkammer geworfen, nicht nur eine Explosion, sondern zugleich weitreichende und nachhaltige Veränderungen bewirken kann. So hat die Revolution den äußern Anstoß zu dem großen Umwandlungsprozesse Deutschlands und Italiens aus zerrissenen Nationen zu politischen Einheiten gegeben, einem Prozeß, dessen Rückwirkungen auf die europäische Staatenwelt sich vor unsern Augen vollziehen und voraussichtlich noch eine lange Zeit zu ihrem Abschlusse brauchen werden.

Kuranda überzeugte sich in Wien bald, daß, wer in den über alles Erwarten rasch eingetretenen Zustand völliger Zerfegung des österreichischen Staatskörpers eingreifen wollte, dauernd an Ort und Stelle sein müßte, daß sich von Leipzig aus nicht mehr einwirken ließe.

Ein paar Briefe von ihm aus jenen hochdramatischen Tagen und aus der folgenden Zeit mögen hier Platz finden, da sie neben der Schilderung der Ereignisse das nächste Schicksal der Grenzboten berühren.

Am 23. März schreibt er aus Prag:

Die österreichische Revolution ist keineswegs am Ende. Hier in Prag, fürchte ich, bereiten sich Dinge vor, welche kaum abzusehen sind. Die Pressfreiheit aber besteht wirklich und im ausgedehntesten Sinne. Wie lange sie dauern wird? Dies weiß ich nicht zu bestimmen; das Pressgesetz wird jeden Tag erwartet.

Nun zu unsern Grenzboten. Es war die höchste Zeit, daß ich nach Osterreich ging. Denn von draußen läßt sich jetzt nichts beurteilen. Hören Sie jetzt das bestimmte Urteil über die Stellung unsers Blattes. Die Grenzboten haben, wie ich Ihnen schon vorausgesagt, den Gipfel ihrer österreichischen Wirksamkeit erreicht, auch an der Zahl ihrer Abonnenten. Jetzt müssen sie abwärts gehen, denn die Korrespondenten brauchen sich nicht mehr ins Ausland zu flüchten, und man ist nicht mehr neugierig darauf. Wenn noch in den letzten Tagen eine Menge neue Abonnenten kamen, so ist das nur eine Nachwirkung des alten Rufes, und ich bin fest überzeugt, daß schon im nächsten Semester die Zahl auf 2000 hinabsinken wird. Doch diese Zahl oder doch 1600 werden uns stets gesichert bleiben, wenn wir mit Konsequenz fortfahren. Die gegenwärtige schwindelnde Höhe, wie Sie sich ausdrücken, war krankhaft. Aber 1600 liegen in der natürlichen Kraft des Blattes.

Das Resultat also ist, lassen Sie sich durch die neuen Bestellungen nicht zu sanguinischen Hoffnungen hinreißen. Drucken Sie keine 1000 nach, sondern höchstens 500! Aber lassen Sie sich auch nicht einschüchtern, wenn die Abbestellungen kommen werden.

Der Leipziger Platz wird durch die österreichische Pressfreiheit außerordentlich leiden. Noch weiß man weder in Wien noch in Prag, was man damit anfangen soll. Aber das wird man bald finden.

Am 6. April 48 aus Wien:

Welleicht sehen wir uns in drei, vier Tagen. Sämtliche hiesige Schriftsteller, Akademiker und viele andre haben zu ihren Deputirten bei dem Frankfurter Parlament vier Männer gewählt, nämlich: Anastasius Grün, Bauernfeld, Schufelka und mich. Heute Abend wählt die Universität gleichfalls vier Abgeordnete, und wahrscheinlich reisen wir morgen insgesamt ab. Wenn es nur nicht zu spät ist.

Die Aufnahme, die ich hier gefunden, war glänzender als in Prag. Die Universität hat mir eine Ehrenwache von zwei Nationalgardisten vor die Thüre gestellt für die Dauer meiner Anwesenheit. Ich habe zu wiederholten malen öffentlich sprechen müssen. Vorgestern sogar in der Aula vor viertausend Menschen. Schufelka genestet gleiche Ehren.

Ein großes Aktienjournal „Die Reform“ mit einem Kapital von 60 000 Fl., unterstützt von den Ständen und der gemäßigt liberalen Partei, hat mich zum Redakteur en chef ernannt. Ich habe jedoch refüsiert, da mir das Programm zu gemäßigt erschien, und ich auch keinen Redaktionsrat, den man mir zur Seite stellen wollte, annehmen mochte. Ich wollte freier Herr sein und so weit gehen, als mir gutdünkt; die Herren wollten Grenzen setzen, und so wies ich es zurück.

Am 23. Mai aus Wien:

Freunde! Die Zeit rechnet hier nicht mehr nach Stunden. Vorgestern eine zweite Revolution, und heute — Flucht des Kaisers und seiner ganzen Familie

— ohne Wissen des Ministeriums — nach Innsbruck, andre fürchten nach Prag. Die vorgestrige Revolution hat einen so glänzenden Sieg errungen, daß alle bisher errungene Freiheit dadurch vollständig in Frage gestellt wurde. Theorien, deren Hauptversächter Hermann Zellinek ist, eine Revolution, die von vier Studenten geführt wird, sind wunderbare Beglückungselemente. Die Sache ist in kurzem die: Wir hatten eine oktroyirte Konstitution — ziemlich liberaler Natur; mit Ausnahme einiger schwachen Punkte konnte man sehr damit zufrieden sein. Diese Punkte zu heben war die Aufgabe. Dagegen machen die Studirenden eine bewaffnete Demonstration, und ihre Deputation verlangt eine konstituierende Versammlung! d. h. sie öffnet der Reaktion die Thore, in der Konstituante auch gegen das zu protestiren und durch die Majorität ihrer Vertreter auch das zu beseitigen, was die oktroyirte Charte bereits bewilligt hat! Eine ordentliche Reichsversammlung hätte bei ihrem Zusammentritt endlich einen geordneten gesetzlichen Zustand herbeigeführt — eine Konstituante verlängert die Krisis auf Monate. Und dieses ward durch eine bewaffnete Petition, zehntausend Mann Studenten und Arbeiter bewerkstelligt — nicht einmal die Chartistendeputation war bewaffnet.

Heute früh hörte Wien mit Erstaunen, der Kaiser sei fort — die Folgen dieses feigen, gewissenlosen Streiches von oben, sowie des kopflosen vorgestrigen von unten sind unabsehbar. Wie man aus Prag hört, will sich dort eine provisorische Regierung unabhängig von dem hiesigen Ministerium bilden! Die deutsche Sache hat den tiefsten Schlag erlitten.

Studenten und Nationalgarde haben einstimmig sich erklärt, das Ministerium, das von der Hofkamarilla ebenso wie das Volk gefoppt wurde — zu unterstützen. Was der Tag noch weiteres bringt, ist nicht abzusehen.

Dann folgt noch die Bemerkung:

Die Wiener Korrespondenzen der Grenzboten sind miserabel, d. h. die ... sehen. Ich muß sie im Interesse des Blattes verbieten und habe bereits für andre gesorgt.

Am 28. Mai aus Wien:

Abermals zwei Tage einer neuen Revolution haben wir durchgemacht. Diesmal war alles Recht auf Seiten des Volkes, das sich in der That groß, schwungreich und edel gezeigt hat. Das ganze Volk: Bürger, Studenten und Arbeiter, letztere in ihrer einfachen Kernhaftigkeit, bescheiden und doch so thatkräftig, ganz im Besitz der Stadt und doch so ehrlich und rührend treu — hat die Bewunderung aller Klassen. Wien war mit Barrikaden besetzt — zwei Tage! In vier Stunden waren sie aufgeworfen, und heute Nacht hat das Volk sie wie mit einem Zauber- schlage wieder abgetragen. ...

Um die Grenzboten bin ich nicht besorgt. Da wir immer den Aufschwung über 1500 für einen unnatürlichen, vorübergehenden hielten, so wird es uns nicht überraschen, wenn wir allmählich auf diese Zahl herunterkommen. Vor dem neuen Jahre kaum! Aber in dem letzten Quartal läßt sich wieder viel für die Kräftigung des Blattes thun. In diesen Monaten ist alle Anstrengung vergeblich, weil man Stundenblätter herausgeben müßte, um der Zeit zu folgen — ein Wochenblatt kann bloß vegetiren. Wir müssen nur acht geben, daß der Gehalt der Grenzboten nicht geringer wird; mehr läßt sich für jetzt nicht thun. Bis sich die fieberhafte Gast ein wenig legen wird, werden auch wir wieder die Aufmerksamkeit fesseln können. ... Hier werden mir die bedeutendsten Anträge zur Übernahme eines großen Journals à la Allgemeine Zeitung gemacht. Ich habe die Auswahl

unter vielen Vorschlägen. Ich war vorige Woche fast entschlossen, einen dieser Anträge anzunehmen, bin aber durch die neuesten Ereignisse, welche das Schicksal Wiens stark in Frage stellen, wieder schwankend gemacht worden. Dagegen freue ich mich, daß ich einen Antrag, als Ministerialrath ins Ministerium des Innern zu treten, entschieden abgewiesen habe, da ein anderer, der es angenommen hatte, heute bereits kompromittirt ist.

Bis dahin hatte augenscheinlich Kuranda der Gedanke nicht verlassen, auch wenn ihn das Schicksal jetzt dauernd in Oesterreich festhielte, die Grenzboten von dort aus weiterzuleiten. Alle andern Darstellungen sind falsch. Auch am ersten Juni schreibt Kuranda noch, indem er mit seinem Verleger Abrechnung über die Grenzboten hält, dieser solle sich keine grauen Haare wachsen lassen, die Grenzboten säßen zu fest, um plötzlich zu fallen. Das Neujahr möchte viel nehmen, „aber 1500 werden wir doch behalten.“ Aber es scheint da von Grunow schon die Frage an ihn gerichtet worden zu sein, ob er zu einer Abtretung der Grenzboten seine Einwilligung geben würde. Es ist nicht ersichtlich, in welcher Form und aus welchen Rücksichten dies geschehen ist; aus den Berichten Freytags über die damalige Zeit und aus der Biographie Julian Schmidts in der Allgemeinen Deutschen Biographie von Köppler läßt sich schließen, daß Schmidt, der inzwischen Gustav Freytag näher getreten war und den Wunsch hegte, die Grenzboten im Dienste seiner eignen Anschauungen und rein deutscher Interessen zu führen, Grunow Anträge gemacht habe, obgleich dort nur gesagt wird, Freytag und Schmidt hätten die Gelegenheit ergriffen, die sich ihnen geboten habe, die Grenzboten zu übernehmen, da Kuranda froh gewesen sei, dieses Gepäcks ledig zu werden. Dies ist eine falsche Auffassung. Kuranda fügte seinem eben erwähnten Briefe die Bemerkung bei, er wäre auch bereit, Grunows Wünschen wegen vollständiger Abtretung des Blattes entgegenzukommen, er sollte ihm Vorschläge machen. Er selbst würde höchst wahrscheinlich ein großes politisches Blatt in Wien gründen, wenn der Reichstag zusammenträte, vielleicht schon vom 1. Juli an. Dann würde wohl Schmidt oder Kaufmann nach Wien kommen und ihm einige Wochen bei der Organisation helfen müssen. Die Grenzboten — deren letzte zwei Hefte ausgezeichnet waren — würde er von Oesterreich aus noch reichlicher mit Korrespondenzen unterstützen. Auch hierbei handelte sich also offenbar — das zeigt die Absicht, Schmidt zu sich nach Wien zu nehmen — noch nicht um einen Redaktionswechsel, sondern nur um das Eigentum der Grenzboten. Inzwischen scheint aber von Schmidt und Freytag ein Druck auf den Verleger ausgeübt worden zu sein. Im nächsten Briefe, der vom 10. Juni aus Prag datirt ist, schreibt Kuranda: „Die Schmidt-Freytag'sche Konkurrenz schreckt mich nicht im mindesten. Eine Zeitschrift zu begründen ist heute eine schlechte Zeit. Es sind viele Blätter entstanden, seit die Grenzboten existiren — sie haben uns nicht geschadet. Nur die Zeit

und ihre Stürme können die Grenzboten schwächen — gegen jene wollen wir uns waffnen — die Konkurrenz ist Nebensache.“ „Ich werde am Dienstag oder Mittwoch mit dem ersten Zuge in Leipzig eintreffen und einen Tag bei Ihnen bleiben. Es wird sich alles ordnen.“

In Leipzig wird ihm dann der Antrag gestellt worden sein, das Blatt ganz abzutreten, und das Ergebnis der Verhandlungen, die damals stattgefunden haben werden, war das, daß Schmidt und Freytag auf der einen Seite und Grunow auf der andern je die Hälfte des Eigentums an den Grenzboten erwarben, und daß die Redaktion in die Hände jener beiden überging. Ob zum Glück oder zum Unglück für das Blatt, wer kann es sagen? Es wurde in neue Bahnen gelenkt und war bald in der Lage, von neuem um sein Dasein zu kämpfen. In Österreich, wo Kuranda nun die „Ostdeutsche Post“ gründete, verlor es schnell allen Boden und damit den größten Teil seiner Abonnenten. Es ging auf etwa achthundert Abonnenten zurück und hat fast zwei Jahrzehnte lang keinen viel höhern Stand wieder erlangt. Ob es unter Kurandas Leitung anders und so, wie er hoffte, noch eine Weile weitergegangen wäre, kann niemand wissen; die spätere Entwicklung der Dinge hätte aber kaum eine dauernde glückliche Fahrt unter der alten Flagge erwarten lassen.

Dies war die Jugendzeit der Grenzboten. Wir glaubten, so lange bei ihr verweilen zu dürfen, nicht nur, weil sich eine bedeutame Geschichtsentwicklung unsers Volkes darin spiegelt, und wir meinen, daß manche kleine Züge aus dem Leben und Treiben jener Tage auch für unsre Leser interessant sein werden, sondern auch, weil für die gegenwärtigen Herausgeber das eigne Hoffen und Streben einer viel spätern Zeit aus diesen alten Briefen herausklingt. Sie finden so vieles, was sie später selbst erlebten, hier schon einmal durchlebt, daß ihre eigne Thätigkeit ihnen wie ein unmittelbares Anknüpfen an die Arbeit jener frühern Tage erscheint. Vor allem aber haben wir diese vergangenen Tage an uns vorüberziehen lassen, um Kuranda gerecht zu werden, dem bisher kein andres Denkmal in den Grenzboten gesetzt worden ist, als das seiner eignen Arbeit. Es waren andre Leute, die fortan das Blatt machten und ihm eine andre Farbe gaben; sie hatten nichts mehr mit Kuranda gemein. Das Leben riß den einen hierhin, den andern dorthin, und der Zusammenhang ging bald verloren, wenn er nicht absichtlich zerrissen wurde. Das letzte läßt sich daraus schließen, daß Julian Schmidt, der doch länger als ein Jahr Kurandas Gehilfe gewesen war, seiner nie mit einem Worte gedacht hat. Wahrscheinlich hat er sich ihm nie gern untergeordnet; wie beide Männer ganz verschiedenem Boden entwachsen waren, so waren ihre Charaktere und ganz natürlich auch ihre Interessen grundverschieden, und nach der Besitzergreifung mögen die neuen Herausgeber Gründe gehabt haben, die Beziehungen ganz aufzuheben, obgleich sie die österreichischen Angelegenheiten noch längere Zeit so weit in den Vordergrund treten ließen, daß die Grenzboten fast mehr den Anstrich eines österreichischen Blattes

hatten, als den eines deutschen. Es ging später nicht ganz ohne materielle Differenzen bei der Abwicklung der Kaufverpflichtungen zwischen dem alten Herausgeber und den neuen ab. Aber aus den noch vorhandenen Briefen scheint das mit Sicherheit hervorzugehen, daß Kuranda kein Vorwurf dabei trifft. Zum Verleger blieb das alte herzliche Verhältnis bestehen, und wenn dieser ebenso wenig wie Kaufmann, trotz dessen freundschaftlichem Verhältnis zu Kuranda ebensowohl wie zu Schmidt und Freitag, kein Bindeglied zwischen beiden Teilen wurde, so lag es wohl daran, daß er in der Folge der Redaktion ganz passiv gegenüberstand, auch mit der Zeit nur selten noch mit Kuranda in Berührung kam, später wohl gar nicht mehr. Österreich und Deutschland waren jetzt zwei Staaten, die sich von einander schieden wie Wasser und Öl, und das hatte auch auf die Menschen, die hier und dort wohnten, seinen Einfluß; man war sich fern gerückt und kam allmählich außer Verkehr. Und so kam es denn auch, daß die Jüngern wenig von der Jugend der Ältern wußten. Aus den Bruchstücken seiner eignen Briefe mußte deshalb das Bild Kurandas hier gezeichnet werden, wie es dem gegenwärtigen Verleger aus diesen in alten verstaubten Kisten glücklich bewahrten Zeugnissen hervorgegangen ist. Es ist ihm jetzt schmerzlich, daß er dem Manne nie begegnet ist, durch dessen Thatkraft die Zeitschrift geschaffen und durchgeführt wurde, der er selbst mit ganzem Herzen gehört.

Ghe wir zur Schilderung der nächsten Zeit übergehen, sei es vergönnt, noch ein paar Stellen aus Kurandas Briefen mitzuteilen, die zeigen mögen, daß die Lösung des geschäftlichen Verhältnisses das freundschaftliche zwischen Herausgeber und Verleger nicht veränderte, und die außerdem auch Kurandas liebenswürdigen Charakter in anziehender Weise erkennen lassen. Im August des ereignisvollen Jahres, das ihn auch noch zum Ehemann gemacht hatte, schreibt er aus Wien:

Bist untreu Wilhelm oder tot? Sind Sie mir böse? Krank? Faul? Das letzte wäre noch das beste. Ein paar Zeilen aber hätten Sie immer schreiben können. Aber es scheint, daß das ganze Haus Herbig mir seine Gnade entzogen hat, denn Herr Werner, dem ich während Ihrer Reise schrieb um Auskunft wegen einer verlorenen und vielleicht wieder angekommenen Reisetasche, hat mir nicht geantwortet. Ihre Markthelfer sogar sind mit mir in Feindschaft, da sie mir meine Effekten und Bücherreste nicht schicken. So wandelbar ist Fürstengunst. . . . Doch zanke ich mit Ihnen nicht und komme nicht sogleich aus dem Häuschen, wie Sie. . . . Als persönlicher wie als Geschäftsfreund fordere ich Sie daher auf, ein Lebenszeichen von sich zu geben. Je ausführlicher Sie sind, desto dankbarer werde ich sein, und melden Sie mir sogar etwas Näheres über das Befinden und Leben Ihrer lieben, verehrten Frau, so will ich Ihnen zehnfach danken. Es ist eine schöne Erfindung, die Ehe, und ich hätte nie gedacht, daß sie so glücklich macht. Ich habe einen Treffer gezogen an meinem Weibchen, und es hätte mich doppelt geschmerzt, wenn die Tschechen mich in Kolin totgeschlagen hätten, wie sie gefälligst beabsichtigten. . . . Behalten Sie lieb und in alter Freundschaft Ihren anhänglichen Freund R.

Und im folgenden Frühjahr klingt es wehmütig herüber:

Aus einer belagerten Stadt klingen Grüße doppelt sehnsuchtsvoll. Wo sind die schönen Stunden im Hotel de Pologne vom vorigen Jahre? Dieses Jahr tanze ich hier einen andern Tanz. Meine gute, arme Regina weiß wenig von den Freuden des Karnevals. Daß ich an Sie denke, ist daher keine Faschings-erinnerung, sondern ein ernster, tiefer Rückblick in eine schöne Vergangenheit. Unfre Freiheitserrungenschaften sind alle beim Teufel. Möge die Errungenschaft Ihrer Freundschaft eine dauernde sein und wie ein guter Engel mir zur Seite bleiben.

Maß 1848

Kuranda hat unzweifelhaft seine Schwächen gehabt, wie jeder Mensch. Nicht lange nach seinem Scheiden von den Grenzboten erfuhr seine Thätigkeit an der „Ostdeutschen Post“ in den grünen Heften selbst eine scharfe Kritik, die ihm übrigens, wie aus den Briefen an Grunow hervorgeht, nicht einmal zu Gesicht gekommen ist; die Grenzboten waren in Österreich verboten worden, und er bekam sie nicht mehr zu sehen. Es ist hier nicht der Ort, den Wert oder Unwert seiner spätern Wirksamkeit, seiner politischen Stellung abzuwägen. Was daran auch anfechtbar sein mag, und was auch jetzt an den Jahrgängen der Grenzboten, die er selbst herausgab, anfechtbar und vielleicht auch thöricht erscheinen mag, sicher ist, daß er keine größere Narrenkappe trug, als seine Nebenmenschen auch. Er war ein Kind seiner Zeit, und man muß sich die damaligen Verhältnisse vergegenwärtigen, um den Leuten gerecht zu werden, die zu jener Zeit als Journalisten eine politische Rolle spielten oder zu spielen suchten, das heißt auf das Staats- und Völkerleben einwirken wollten. Mag auch jetzt ihr Handeln und Streben dem prüfenden Auge manche Unsicherheit und Unklarheit zeigen, so darf man nicht vergessen, daß sie durchaus selbständig und schöpferisch auftraten. Es war damals etwas ganz andres, Journalist zu sein, als heutzutage, wo die Parteischablone ein „zielbewußtes“ Handeln bequem, der in sich fest begründete Staat „freies Spiel der Kräfte“ möglich macht, ohne daß auch der größte Unsinn viel Schaden anstiften kann. Denn es ist alles solid gefügt, und auch bei den erhabensten Gefühlen, die nicht umhin können, sich Luft zu machen, bei den herausforderndsten Worten, die sich Partei und Partei oder die Parteien der Regierung an den Kopf zu werfen pflegen, lebt doch das geheime Gefühl fast in jeder Brust, daß zuviel Änderung nicht angenehm wäre, und man ist wenigstens im Stillen zufrieden, wenn gewaltige Forderungen nur zu dem bescheiden Maße des Möglichen führen.

Damals gab es keine Regierungen, die durch Erfahrung und Erfolge weise geworden waren, es gab keine festgeschlossenen, um einen festen Kern kreisenden Parteien, sondern in dem vielköpfigen, schwankenden, unsichern, vielfach von schwachen, unfähigen oder brutalen Händen geleiteten deutsch-österreichischen Staatenkonglomerat wogte eine gährende, treibende, suchende

Volksmasse, die erst ihr Bewußtsein und ihre Stimme zu finden strebte. Das war die Zeit der Journalistenpolitik; so leichtgeschürzt sie auch zum Teil war, so sehr sie auch oft den Charakter des Bravotums annahm, so oft sie auch ungestüm nach einer falschen Seite losstürmte, wer will ihr daraus einen Vorwurf machen? Es war eine unklare Zeit voll Sehnsens und Drängens; das Mögliche und Erreichbare ist erst später klar geworden, und am Ende der Laufbahn läßt sich der richtige Weg leichter sehen als am Anfang, wo er erst gefunden werden soll. Den Spott über falsches Beginnen verdienen die, die noch später irre liefen, viel mehr als die Schwärmer und Politiker auf eigne Faust jener Tage. In ihnen rang sich doch die Volksseele zuerst zum Bewußtsein durch, sie schritten voran, und ihr Jugendfeuer war damals von ebenso großem Wert, wie für spätere Zeiten die Bedächtigkeit und die Klarheit reifen Alters zur Durchführung der gewonnenen Ideen. Es waren ja lauter junge Leute, die damals an den Grenzböten arbeiteten. Und noch eins geltend zu machen erfordert die Gerechtigkeit. Welche Sache damals ein Journalist verfechten mochte, um diese Sache war es ihm zu thun. Er nahm keine glänzende Stellung ein, wurde nicht aufgesucht, eher gemieden; die Eigentümer sammelten keine Reichthümer von ihren Blättern, das Zeitungswesen war noch keine Großindustrie. Aber ein Blatt verkaufte sich auch nicht an Banken oder andre Geldmächte, um im politischen Teil die Börsengeschäfte zu beeinflussen, und wenn ja ein armer Teufel von Theaterreferent sich ein Urtheil bezahlen ließ, so war er im Kreise seiner Standesgenossen geächtet.

Freitag hat in seinen Erinnerungen seine und Schmidts Anfänge bei den Grenzböten sehr ergötzlich geschildert. Sie fielen ans Ende der großen Bewegung der vierziger Jahre. Mit ihrer aufsteigenden Linie fällt die Redaktions-thätigkeit Kurandas zusammen, und wie sie stieg, so stiegen die Verbreitung und der Einfluß des Blattes. Dies darf als Wertmesser für Kurandas Wirksamkeit gelten. Seine Überzeugung von dem, was er vertrat, seine Ausdauer und Gewandtheit trugen ihm größere Erfolge ein, als nachmals den Grenzböten beschieden waren.

Ein Urtheil über die alte und die neue Redaktion, gefällt von einer bekannten Mitarbeiterin, die damals aus London Berichte einsandte, in einem Briefe vom 13. April 1849 an den Verleger der Grenzböten, liest sich heute so lustig, daß wir uns nicht versagen können, es mitzutheilen.

Das Blatt ist übrigens nicht mehr dasselbe; es ist entseßlich langweilig geworden. Hier haben viele nicht mehr darauf subscribirt, und auch in Deutschland hält es sich nur noch so. Herr von Barnhagen schrieb mir, er lese es nicht mehr, wenn ich aber daran fortarbeite, würde er es aus Rücksicht für mich thun, und so hörte ich von mehreren Seiten. Sie hätten in jetziger Zeit keine Herren der romantischen Schule an die Spitze stellen sollen. — Kuranda verstand seine Sache besser, er wußte immer etwas Pikantes hineinzubringen, und der Wechsel machte das Blatt anziehend. — Parteilichkeit kann an diesem Urtheil nicht vorherrschen;

denn ich habe in letzter Zeit eben keine Ursache gehabt, besonders für Herrn Kuranda eingenommen zu sein. . . . Wenn Ihre Herren Redakteure aber die alleinigen Arbeiter an dem Blatte sein wollen, so nützt es freilich nichts, fremde Elemente hineinbringen zu wünschen, und bald werden sie dann auch die alleinigen Leser sein.

Wenn hier auch nur das verletzte Schriftstellergemüt spricht, das unter der Rücksichtslosigkeit litt, mit der die neuen Herausgeber in die Zügel griffen, so blieben doch leider die geweisagten Folgen nicht aus. Der Verleger sah rasch das in schnellem Anlauf gewonnene wieder zusammenschmelzen, den Grenzboten ging es wie dem Fischer im Märchen, sie sahen sich von neuem am Anfang, einen mühseligen Weg vor sich.

So viele und vielerlei politische Programme in den Frühlings- und den ersten Sommermonaten in Deutschland aus Tageslicht traten, so ließen sich doch in der Hauptsache zwei große Gruppen unterscheiden. Die eine erkannte wohl an, daß eine Revolution stattgefunden hätte, wollte aber auf Grund der „Errungenschaften“ dieser Revolution nur noch Reformarbeit gethan wissen; die andre sah die Revolution nicht als abgeschlossen an. Erst im Hochsommer fand sich eine dritte zusammen, die die Revolution überhaupt bekämpfte und vor allem bestrebt war, den Monarchen begreiflich zu machen, daß sie die Rechte, die sie aus freier Gnade verliehen hätten, auch wieder zurücknehmen könnten. Die Grenzboten schlossen sich unter der neuen Redaktion der ersten Gruppe an und versuchten, aus dieser eine geschlossene Partei zu machen. Das konnte nicht gelingen, weil sich in konkreten Fragen sofort die größte Zersplitterung kundgab, was wieder eine natürliche Folge der Unklarheit der politischen Zustände war. Für das gesamte Deutschland sollte eine Verfassung „vereinbart“ werden, gleichzeitig aber auch für jeden selbständigen Bestandteil des deutschen Bundes. Weder die Fürsten noch die Landtage bezeugten große Lust, wesentliche Opfer an Selbständigkeit für die doch von allen herbeigewünschte Reichseinheit zu bringen. Solange sich die Frankfurter Versammlung mit der Feststellung von „Grundrechten“ beschäftigte, hatten die Liberalen an ihrer Thätigkeit nichts auszusetzen, aber nachher liefen auch aus ihrem Lager viele zu den Partikularisten über. Alut werden mußte der Gegensatz vor allem zwischen Frankfurt und Berlin, wo das Bewußtsein, einem gefestigten, auf eine ruhmreiche Geschichte zurückblickenden Staatswesen, dem größten reindeutschen Lande anzugehören, um so stärker hervortrat, je unsicherer sich der Boden erwies, auf dem die deutsche Nationalversammlung und die von ihr eingesetzte machtlose Zentralgewalt stand. Alle diese verfassunggebenden Versammlungen übten aber gleichzeitig die Rechte ordentlicher gesetzgebender Versammlungen aus, und die Regierungen erkannten sie als solche durch Bestätigung der von ihnen beschlossenen Gesetze an, bis sie sich stark genug fühlten, die unbequemen, schwer zu befriedigenden Ratgeber nach Hause zu schicken, wobei ihnen das mehrdeutige Wort „Vereinbarung“ gute Dienste leistete. Auch diese Verhältnisse müssen in

Betracht gezogen werden, wenn man an die Thätigkeit der parlamentarischen Körperschaften des Jahres 1848 den richtigen Maßstab anlegen will.

Die allgemeine Unklarheit sprach sich auch in der Haltung der Grenzboten aus. Freytag behielt anfangs seinen Wohnsitz in Dresden und siedelte erst im Winter 1848/49 nach Leipzig über; Kaufmann war von Kuranda nach Wien berufen worden. Die Last der Redaktion ruhte also meist auf den Schultern Julian Schmidts, dem sein späterer Biograph Konstantin Rößler als fleißiger Mitarbeiter zur Seite stand. Alle waren Preußen und waren, wie Rößler dies in der „Allgemeinen deutschen Biographie“ in dem Aufsatz über Schmidt umständlich dargestellt hat, in dem Sturmjahre vor allem von dem einen Gedanken erfüllt: Erhaltung des preußischen Staates, den die einen als die Hauptstütze des Protestantismus in Deutschland und als natürlichen Rivalen Oesterreichs, die andern aus kleinstaatlicher Eifersucht und noch andre als Hindernis einer mehr oder weniger republikanisch gedachten Centralisation bekämpften, während er selbst lange Zeit einem steuerlosen Schiffe gleich. Die Erhaltung Preußens aber war zugleich die Erhaltung der Monarchie, nach deren Preisgebung, wie sich die Reformpartei sagen mußte, nicht nur kein Ende der Revolution abzusehen, sondern auch ein Bürgerkrieg mit schließlicher Einmischung des Auslandes unvermeidlich war. Wie wenig aber die Partei, die sich wohl auch die konstitutionelle im Gegensatz zur demokratischen und zur republikanischen nannte, später berechtigt war, sich ihrer unerschütterlichen Prinzipientreue zu rühmen, sagt uns eine Stelle in dem Programm der neuen Redaktion der Grenzboten (Juli 1848): „Wenn die Grenzboten ihr Volk demokratisch organisiert sehen, werden sie wenig darnach fragen, ob die Häupter der Staaten einen grauen Filz oder einen goldnen Reif tragen.“ Das war die Sprache der Zeit; zehn Jahre später spukte noch derselbe Gedanke hier und da, wenn er auch nicht mehr zu offenem Ausdrucke kam.

Wie Preußen in seiner Machtfülle erhalten und gleichwohl ein Glied des neu zu konstituierenden deutschen Reiches werden sollte, darüber bestand noch wenig Klarheit. Rößler wünschte, daß Preußen, indem es sich der Frankfurter Versammlung unterwürfe, deren Führung übernehme. Aber dieser und verwandte Pläne mußten an der Nationalversammlung in Berlin scheitern, die sich daher eines bis zur Ungerechtigkeit geringen Wohlwollens erfreute. Ihr vor allen wurde der allgemein treffende Vorwurf kopfloser Nachahmung der großen französischen Revolution gemacht, und dabei wurde übersehen, daß trotz vieler Thorheiten und Ausschreitungen, trotz des unseligen Kokettirens der äußersten Linken in Berlin wie in Frankfurt mit der Gassendemagogie die preußische Versammlung Mütze und Besonnenheit für eine gesetzgeberische Thätigkeit behielt, die wohl zum Teil nachher verwertet worden ist, zum Teil besser hätte verwertet werden können. Viel Aufsehen machte damals ein offener Brief Freytags an einen oberschlesischen Kleinbauern, den sein Kreis zum Abgeord-

neten gewählt hatte, und der angeblich weder lesen noch schreiben konnte; es war eine gelungne Kritik des souveränen Unverständes.

Aber Freytag behielt anfangs auch die österreichischen Verhältnisse noch im Auge, für die Schmidt kein Interesse hatte. Zu erwähnen ist namentlich Freytags Sendschreiben an den österreichischen Minister des Innern, Freiherrn v. Pillersdorf, einen jener wohlwollenden, aber den Verhältnissen nicht gewachsenen Politiker, die überall durch die Revolution an die Spitze gebracht worden waren, und die später in den Grenzboten in der Gestalt des rechtschaffenen Bürgermeisters abkonterfeit wurden. In jenem (in seine gesammelten Schriften nicht aufgenommenen) Sendschreiben entwickelte Freytag ein Programm der Einrichtung des österreichischen Staatswesens, wonach Österreich als parlamentarisch regierter Einheitsstaat aufgerichtet werden sollte, aber mit weit gewährter Selbstregierung an seine verschiedenen Völkerschaften, die sämtlich ihre eignen untergeordneten Parlamente haben sollten. Dieser Staat, so führte Freytag aus, könnte nun aber nicht, weder als Ganzes noch mit einigen seiner Teile, wieder unter einem deutschen Bundesstaate stehen; er müßte unbedingt nach außen selbständig sein. So wurde hier der Gedanke des Ausscheidens Österreichs zum erstenmal, wir wollen nicht sagen geäußert, aber staatsmännisch begründet, und zwar begründet vom österreichischen Standpunkte, hergeleitet aus der Natur des österreichischen Staates und dargethan als Österreichs wahrer Vorteil.

Schmidt seinerseits warf sich den sinnlosen Einfällen, die das Nachzittern der Revolution täglich und stündlich emporwarf, mit einer Kraft entgegen, die in der damaligen Publizistik nicht entfernt ihres gleichen hatte. Es war wirklich gesunder Menschenverstand und heiliges Pathos des Herzens. Er schärfte vor allem unermüdlich die Lehre ein, daß es wider alle Möglichkeit, wider alle Natur und Geschichte sei, einen Staat irgendwo nach einer gewaltsamen Zerstörung alles Bestehenden auf einer tabula rasa aufbauen zu wollen. Ferner predigte er allen Deutschen, vor allem aber den Preußen, den unvergleichlichen Wert ihres Staates und ihrer Geschichte. Er bekehrte damit nicht die Massen, aber er bekehrte die selbständigen Köpfe, die damals größtentheils in den Irrgängen unbeschränkter Möglichkeiten und Wünschbarkeiten herumtaumelten.

Die Wiener Oktoberrevolution, über deren Gang Kaufmann vortreffliche Berichte lieferte, die Unterwerfung Wiens, die Auflösung der Berliner Versammlung, die Otkroyung einer Verfassung für den habsburgischen Gesamtstaat und die natürliche Folge davon, die Ausschließung der österreichischen Länder aus dem Deutschland, für das in Frankfurt eine Verfassung ausgearbeitet wurde — diese Ereignisse schienen endlich der deutschen Politik eine klare und feste Bahn vorzuzeichnen, eine Bahn, auf der ihr die Grenzboten gern gefolgt wären. Im Frühjahr 1849 ging Schmidt als Berichterstatter

nach Berlin, das der anerkannte Mittelpunkt des politischen Lebens geworden war. Das Schicksal Österreichs schien nun in Ungarn entschieden zu werden, und die Grenzboten brachten aus dem dortigen Revolutionskriege sehr lebendige, freilich auch sehr parteiische Schilderungen aus der Feder Max Schlefingers.

Aber der Sommer 1849 brachte nichts als Enttäuschungen, deren schwerste für die konstitutionelle Partei die Ablehnung der Kaiserwürde durch den König Friedrich Wilhelm IV. war. Und die völlige Niederwerfung aller revolutionären Bewegungen bildete nun die Einleitung zu einer Periode der größten Trostlosigkeit.

Das Jahr 1848 ist bekanntlich „das tolle Jahr“ getauft worden, in verschiedener Beziehung nicht mit Unrecht. Wollte man aber für die nächstfolgende zehnjährige Periode einen gemeinsamen Namen ersinnen, so würde er kaum viel schmeichelhafter ausfallen. Die wieder zu ihrer Machtfülle gelangten Regierungen zeigten ein gutes Gedächtnis für „Unsim, Unmaß, Unfug, Unrecht,“ die damals in Worten und Thaten verübt worden waren, erinnerten sich aber nicht, wieviel sie selbst durch Undank, Untreue, Unbill, Unachtsamkeit auf das Sinnen und Sehnen der Nation, Unkraft und manches weitere Unwesen dazu gethan hatten, aufzureizen und zu verwirren. Über den Ausschreitungen vergaßen sie den tiefen Grund der Bewegung. Vom Fürsten Windischgrätz hatten sie das bündige Verfahren gegen Tumulte gelernt, aber auch den Wahn von der Allmacht der Kanonen und Bajonette. Wenn Deutschland keine Zeit des „weißen Schreckens“ erlebte, an dem guten Willen, jene Epoche der französischen Geschichte zu kopiren, fehlte es hier und da nicht. Wenigstens der Einheitsgedanke wurde aufs neue geächtet, nachdem die immer bescheidner werdenden Versuche Preußens, ihm irgend eine Befriedigung zu gewähren, unter dem Drucke Rußlands so kläglich ausgegangen waren, und der Bundestag sich abermals in Frankfurt eingerichtet hatte, geliebt und geachtet wie ehemals. Daß gerade im Schoße dieser Körperschaft Ideen reifen sollten, die dann das deutsche Volk wirklich zur Union und endlich zum Reiche „mit preussischer Spitze“ führten, das ahnte freilich niemand.

Dieser Gang der Dinge trieb wieder die patriotischen Elemente, die sich 1848 auf die Seite der Regierungen im Kampfe gegen die Revolution gestellt hatten, in die Opposition, der das Leben freilich durch die nur dem Namen nach bestehende Pressfreiheit herzlich schwer gemacht wurde. In weiten Kreisen griff Hoffnungslosigkeit um sich, man sah mit dumpfer Resignation die Verstärkung der ersten deutschen Kriegsschiffe, die „Pazifikation“ der Elbherzogtümer durch österreichische und preussische Truppen, die Zerreißung beschwornener Verfassungen mit an. Die vom neuen Napoleon ausgegebne Losung und die erste große Industrieausstellung ermunterten, in der „Pflege der materiellen Interessen“ Entschädigung für das Stocken und Versumpfen des politischen Lebens zu suchen. Ein Ereignis auf diesem Gebiete, der Abschluß des soge-

nannten Septembervertrages zwischen dem Zollverein und dem hannoverschen Steuerverein (September 1851), und die Festigkeit Preußens gegen die Versuche der „Darmstädter,“ den Zollverein zu sprengen, wie gegen das Ansinnen Österreichs, mit seinen sämtlichen Ländern in den Zollverein aufgenommen zu werden, konnten von den Nationalgesinnten um so aufrichtiger begrüßt werden, als die Zolleinigung allein noch ein erwünschtes Band um die deutschen Staaten schloß und in diesem Falle wenigstens die Mächenschaften mittel- und kleinstaatlicher, die neu angefachte Eifersucht auf Preußen ausnützender Minister erfolglos blieben. Auf der andern Seite rückten jetzt Angelegenheiten der Litteratur mehr in den Vordergrund, und die Schärfe, mit der Julian Schmidt in den Grenzboten der jungdeutschen Schule zuleibe ging, erregte allgemeines Aufsehen. Er war 1849 nach der Auflösung der zweiten Kammer von Berlin nach Leipzig zurückgekehrt, hatte sich eine Zeit lang der Hoffnung hingegeben, die Regierungen Preußens und der Mittelstaaten würden nun selbst schaffen, was gegen ihren Willen nicht zu schaffen gewesen war, und dabei gänzlich übersehen, daß nur die Furcht vor der Revolution, der sie ohnmächtig gegenüberstanden, Preußen Bundesgenossen zugeführt hatte. In dem Kampfe gegen die Ansicht guter Patrioten, das deutsche Volk möchte sich zunächst der Beteiligung am politischen Leben enthalten und die Regierungen ihren unaufrechten Experimenten überlassen, hatte er den dann zum geflügelten Worte gewordenen Satz vorgebracht, der politische Mann dürste sich niemals in den Schmolzwinkel setzen — einen Satz, der in dieser Allgemeinheit gewiß unrichtig ist. Aber auch seine wohlmeinende Opposition wurde unbequem gefunden, er erhielt von Berlin aus einen warnenden Wink und ließ deshalb die Politik schweigen. Bei der allgemeinen Ermüdung und Hoffnungslosigkeit waren seine litterarischen Kritiken und Charakteristiken, die von Deutschland ausgehend nach und nach ganz Europa in den Kreis der Betrachtung zogen, hochwillkommen, die Grenzboten standen wieder „an der Spitze einer Bewegung,“ und soviel Einseitigkeit man ihm vorwerfen kann, so oft sein Realismus ihn gegen die Eigenart von Dichtern verblendet hat, behaupten sich doch seine aus den Grenzbotenaufsätzen entstandnen Werke über die neuere Litteratur noch immer in der allgemeinen Gunst.

Das Gebiet der Litteratur überließ Freytag, als er nach längerer Krankheit wieder thätig eingreifen konnte, seinem Genossen fast gänzlich. Dafür steuerte er eine Reihe amütiger, oft humoristischer Aufsätze über Schönheit und Luxus des modernen Lebens bei, hiermit einer Richtung vorarbeitend, die in den letzten Jahrzehnten so viel Boden gewonnen hat. Seiner Anregung folgte u. a. Anton Gubiß (der leider in jungen Jahren gestorbne Sohn des bekannten Holzschneiders) mit scharfer Beleuchtung der Berliner Kunstzustände um die Mitte des Jahrhunderts.

Auch in verschiedenen Staatskanzleien glaubte man vertrauensvoll an die

Rückkehr der Friedensjahre vor 1848. Louis Napoleon, der am 2. Dezember 1851 das „rote Gespenst“ verschenkt hatte, wurde damals von den Reaktionsären angebetet, wie sich später Revolutionäre zu seinen Werkzeugen hergaben. Daß er, ein Bonaparte, im Widerspruche mit den Beschlüssen des Wiener Kongresses sich die Kaiserkrone aufsetzen, seine Dynastie für erblich erklären ließ und, die Bourbonen nachlässig, den Herzog von Reichstadt als rechtmäßigen Beherrscher Frankreichs mitzählte in der Reihe der Napoleone, behandelte man vorsichtig als eine innere Angelegenheit seines Landes; Einspruch wäre gleichbedeutend gewesen mit Krieg, während doch das neue Kaisertum sich als „der Friede“ ankündigte. Auch konnte man sich nicht gut auf die Wiener Verträge berufen, die ja schon durch die Losreißung Belgiens und durch die Einverleibung des Königreichs Polen und des Freistaates Krakau verletzt worden waren, und schließlich hatte Palmerston dafür gesorgt, daß England durch die eifertige Anerkennung Napoleons III. bei jedem Unternehmen der andern Mächte außer Rechnung bleiben mußte. So wurde dem Erwählten der französischen Nation allerdings von allen Monarchen mit Ausnahme des Kaisers Nikolaus der brüderliche Gruß gewährt, aber mit ihm in ein Verwandtschaftsverhältnis zu treten, verrieten alle eine so entschiedne Abneigung, daß er sich über ihre wahren Gefühle gegen ihn und sein Haus nicht täuschen konnte. Um so weniger zögerte er, den Kommentar zu seiner Rede von Bordeaux zu liefern.

Der vorgeblich zum Schutze der Türkei unternommene Krieg gegen Rußland berührte Deutschland nicht unmittelbar, brachte jedoch die öffentliche Meinung in große Aufregung und Verwirrung. Es wurde viel Gefühlspolitik getrieben. Wie die Kreuzzeitungspartei für das heilige Rußland, so schwärmten Liberale für die Westmächte; aufrichtiges Interesse für die Osmanen, Haß gegen das Zarentum, die alte sentimentale Vorliebe für die Polen vereinigten sich, um die Augen gegen die wahren Absichten Frankreichs und Englands zu verblenden, und Oesterreich stieg durch seine verhängnisvolle halbe Teilnahme am Kriege ebenso sehr in der allgemeinen Achtung, wie Preußen durch seine Zurückhaltung an Kredit verlor. Für eine Reihe von Jahren war nun Paris wieder der Punkt, um den sich die europäische Welt bewegte. Alle befürchteten alles Schlimme von dort, und jeder Staat suchte sich gut mit der „Sphinx,“ mit dem unheimlichen Gewalthaber zu stellen, den die Finanznot, die wachsende Unzufriedenheit im eignen Lande und der Wunsch, durch förmliche Aufhebung der Wiener Verträge seine Dynastie zu sichern, gleichmäßig antrieben, sich in alle fremden Angelegenheiten zu mischen, die Franzosen zu beschäftigen und durch Ruhm zu sättigen. In Deutschland mußte man die beschämende Erfahrung machen, daß rheinbündlerische Gelüste keineswegs völlig erloschen waren, und daß Männer, die einst unter die Fahnen des ersten Napoleon gezwungen worden waren, ohne Scham die von seinem

Erben zum Hohn für die Sieger von 1813—1815 gestiftete Helenamebaille annahmen. Aber gerade er sollte durch den Krieg von 1859 das deutsche Nationalgefühl neu anfachen.

Zunächst geriet man wieder in den alten Zwiespalt: großdeutsch oder kleindeutsch? Das auf der Frankfurter Reichsverfassung fußende Programm des Nationalvereins stieß namentlich in den südlichen Ländern auf entschiedenen Widerstand, auch andre Deutsche konnten sich mit seinem Reformplan nicht befreunden, der das deutsche Österreich vom Bunde ausschloß, und der Partikularismus verfehlte nicht, den Brand zu schüren. Preußen sollte wohl die deutschen Grenzen schützen, doch „keinen Dank dafür haben“; nicht einmal abwechselndes Präsidium im Bundesrate glaubte Österreich zugestehen zu dürfen. Und der doktrinaire Liberalismus in Preußen suchte mit allen Mitteln die Erhöhung der Macht des Staates zu verhindern. Welchen Anspruch auf Berücksichtigung hatte auch dieses Preußen mit seiner „budgetlosen Regierung,“ mit einem von allen Edel denkenden verabscheuten Volksfeinde wie Bismarck an der Spitze? Die Leitung der Bewegung hatte wieder „das Volk“ in die Hand genommen, Schützen-, Turner- und Sängervereine gestalteten sich zu wilden Parlamenten, und geschmeidige Staatsmänner, die ein Jahrzehnt lang die liberalen und die Einheitsbestrebungen mit allen Mitteln niederzuhalten versucht hatten, sahen den Augenblick gekommen, nach dem Beispiele eines regierenden Fürsten mit den „Volksmännern“ fraternisieren zu müssen. Welche Pläne damals für die Gestaltung Deutschlands gesponnen wurden, das wird wohl niemals ganz ans Tageslicht kommen.

Der Wirrwarr der Meinungen und Bestrebungen, der sich in Staatschriften, Kammerreden, Volksversammlungsbeschlüssen und Zeitungsartikeln abspiegelte, hatte seinen Höhepunkt erreicht, als im Jahre 1863 zwei Ereignisse Klärung brachten. Der von Österreich nicht ohne einen Schimmer von Romantik in Szene gesetzte Fürstentag hatte als einziges Ergebnis die Überzeugung, daß sich Preußen nicht mehr majorisieren lassen wollte, aber auch nicht übergangen werden könnte, und das Einschreiten für das Recht Holsteins belehrte die Welt, daß die beiden deutschen Großmächte vereint sich weder durch das verdrießliche Gesicht Louis Napoleons, noch durch das Toben der englischen Presse, noch durch die Großmannsucht kleiner deutscher Minister einschüchtern zu lassen brauchten. Und wenn auch neue Zwistigkeiten, Verstimmungen und endlich ein blutiger Krieg daraus erwachsen, wenn Eigensinn und Unverstand in der preussischen zweiten Kammer auch dieses Ereignis benutzten, der Welt ein jämmerliches Schauspiel zu bereiten, der Feldzug gegen Dänemark wirkte auf die Nation befreiend. Sie sah wieder Thaten, sie fühlte sich wieder, sie wagte wieder hoffend in die Zukunft zu blicken, sie begann die Wahrheit der in der denkwürdigen Sitzung vom 29. September 1862 vom Ministerpräsidenten v. Bismarck gesprochenen Worte zu begreifen: „Nicht auf

Preußens Liberalismus sieht Deutschland, sondern auf seine Macht. Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden, sondern durch Eisen und Blut.“ Wohl gab sich der doktrinaire Liberalismus nicht so rasch überwunden, und der Gedanke eines neuen deutschen Krieges, das Bündnis mit Italien gegen einen Bundesgenossen erfüllte viele gut deutsch gesinnte mit Schmerz und Bangen. Wie nun, wenn der Konföderationsstaat Österreich den Sieg davontrug? Wenn den Mittelstaaten endlich doch der Wunsch erfüllt wurde, Preußen zu sich, unter sich herabzuziehen, der Traum Schwarzenbergs zur Wahrheit wurde: Österreich gebietend vom Adriatischen Meer bis zur Nord- und Ostsee und von den siebenbürgischen Alpen bis zur Eifel? Es stand zuviel auf dem Spiele, als daß man sich der schweren Sorge hätte entschlagen können.

Um so vollständiger war der Umschlag in der öffentlichen Meinung nach dem über alles Erwarten raschen und glänzenden Verlaufe des Krieges von 1866. Es wäre unbillig gewesen, zu verlangen, daß die im Kampfe unterlegenen sich sofort mit den Thatsachen versöhnen sollten. Auch die Rechthaberei in der preußischen Volksvertretung konnte sich nicht gleich fügen. Ihre Niederlage ließ sich nicht verheimlichen, und die Regierung war großmütig genug, für den Rückzug goldne Brücken zu bauen. Nun nörgelten die Herren an dem Siegespreise, fanden ihn nicht groß genug, verlangten ein radikaleres Vorgehen gegen den Partikularismus und mußten sich vom Grafen Bismarck sagen lassen, daß die, die Preußen gehindert hätten, mehr zu erreichen, zu solcher Kritik nicht berechtigt wären. Kaum war der Norddeutsche Bund notdürftig unter Dach gebracht, so wurde schon gedrängt, auch die süddeutschen Staaten aufzunehmen, obwohl jedermann imstande war, zu beurteilen, daß das vorzeitige Aufwerfen dieser Frage die ohnehin so schwere Arbeit der Konsolidierung nur noch erschweren konnte. Aber die große Mehrheit des Volkes bewies volles Vertrauen zu den verbündeten Fürsten und dem großen Staatsmanne, der die deutschen Angelegenheiten leitete, war dankbar für das Errungene und beklagte es nicht, daß die Verhandlungen im Norddeutschen Reichstage und im Zollparlament weniger „interessant“ und aufregend waren, als die parlamentarischen Kämpfe vor dem Kriege.

In der That hatte man seit langem keine so ruhige Zeit erlebt, und nichts schien die Sommerstille stören zu wollen, als der Reichstag nach Erledigung seiner Geschäfte am 25. Mai 1870 geschlossen wurde. Doch vor Ablauf von zwei Monaten mußte er wieder zusammentreten, um zu vernehmen, daß Frankreich Preußen den Krieg erklärt hätte. In diesem Augenblicke gab es keine Parteien im Hause, geschweige im Lande. Nicht „leichten Herzens,“ wie Emile Ollivier den Handschuh hingeworfen hatte, hob man ihn auf. Aber was von jedem Kenner des deutschen Volkscharakters vorausgesehen worden war, dieser über alle Beschreibung frivole Friedensbruch, dieser neue Anfall

des Feindes, von dem Deutschland seit länger als zwei Jahrhunderten nur das Schlimmste erfahren hatte, brachte die Einigung zwischen Norden und Süden zustande. Es begann eine Zeit, die miterlebt zu haben sich jeder Deutsche zum unvergänglichen Gewinn rechnet. Mit einhelliger Begeisterung verfolgte die Nation den unvergleichlichen Siegeslauf ihrer Heere, und als der 18. Januar 1871 ihr auch gebracht hatte, wonach sie sich gesehnt, wovon sie geträumt hatte sechs Jahrzehnte lang, da durfte man sich dem Glauben hingeben, das deutsche Volk werde, wie die Worte der ersten kaiserlichen Proklamation lauteten, den Lohn seiner heißen und opfermütigen Kämpfe in dauerndem Frieden genießen — Frieden nach außen und im Innern.

Was wollte ein Häuflein bis zur Unzurechnungsfähigkeit „konsequenter“ Oppositionsmänner bedeuten, die alles Gefühl für Deutschtum — wenn sie es je besaßen — im Parteikampfe verloren hatten, unter den Millionen, die voll Dank aufblickten zu dem greisen Kaiser und seinen Räten und Heerführern!

Die Grenzboten hatten in der Zeit des „Konflikts“ zwischen Krone und Landtag in Preußen auf Seiten der damals ja auch oppositionellen „Altliberalen“ gestanden. Schmidt war, wie Köppler a. a. D. sagt, „auf sehr unrichtige Pfade geraten, sah eine ungeheure Gefahr in dem Kriege von 1859, lamentierte über die Militärreorganisation u. s. w.“ 1861 erging an ihn der Ruf, die Redaktion einer von Georg v. Vincke gegründeten „Berliner Allgem. Zeitung“ zu übernehmen; er verließ Leipzig und wandte, als die neue Zeitung nach zwei Jahren wieder eingegangen war, der Politik überhaupt den Rücken, während die Grenzboten, deren Teilhaber 1865 an Stelle Schmidts Dr. Max Jordan wurde, weiter im Sinne der gegen Bismarck in Waffen stehenden Parteien wirkten. Ihr Glaube war, die liberalen Strömungen würden, eine kurze Zeit unterdrückt, die Dämme sprengen, und die Zukunft wäre denen sicher, die fest am Prinzip hielten; ihnen aber drohe das Schicksal, in den Papierkorb geworfen zu werden beim Siege des Liberalismus, wenn sie schweigend allem Unheil zusähen, das von frevler Hand angerichtet wurde.

Sehr anschaulich sind die Vorgänge jener Jahre und der Umschwung der Meinung, der sich in den klarern Köpfen allmählich vollzog, in den „Neuen Tagebuchblättern“ des Verfassers von „Graf Bismarck und seine Leute“ geschildert. Moritz Busch, der als gesinnungstüchtiger junger Republikaner während der Reaktion, die alle schönen Träume zerstört hatte, nach Amerika gezogen war, um dort die Freiheit, die er meinte, zu finden, aber sehr bald kurirt zurückgekommen war, hatte durch gut geschriebene Schilderungen die Aufmerksamkeit Freytags auf sich gezogen, war von ihm zur Mitarbeit an den Grenzboten veranlaßt und später von den beiden Herausgebern, in deren Ideenkreis er sich eingelebt hatte, zum Redakteur bestellt worden. Die Thätigkeit an den Grenzboten war eine Schule für ihn, die ihn die Welt mit klarern und nüchternern Augen anschauen lehrte, und insbesondre Schmidts Einfluß trug

dazu bei, ihn zu der Erkenntnis gelangen zu lassen, daß die nationale Frage der nach den Freiheiten, die die liberalen Parteien auf ihre Fahnen geschrieben hatten, vorgehen müßte, und daß das Heil für Deutschland nur von Preußen kommen könnte. Aber ein liberales Preußen sollte es sein, und auch Busch haßte damals den Ministerpräsidenten Bismarck, den Hauptfeind des Liberalismus, wie alle, die ihre Hoffnung auf Preußen gesetzt hatten und Erfüllung ihrer Hoffnungen von dem Sturze des reaktionären Systems erwarteten.

Die Aufzeichnungen der neuen Tagebuchblätter — die sich mit dem spätern Buche Buschs „Unser Reichskanzler“ zu einer höchst lehrreichen Geschichte der Neugestaltung Deutschlands ergänzen — sind ebenso interessant wie ergötzlich. Busch erzählt, indem er sein Tagebuch die Unmittelbarkeit der Erlebnisse und Beobachtungen ungeschminkt und offen wiedergeben läßt, wie ihm allmählich, während die Grenzboten wacker gegen den gehaßten Junker Bismarck zu kämpfen bestrebt sind, das wahre Licht über die Bedeutung dieses Mannes aufgeht, und er von seinem Genius gefangen genommen wird; wie er selbst zuerst im Begeisterungsrausche der Schützen- und Turnerfeste von dem Wachsen der in ihnen sich kundgebenden Bewegung und von diesen Volksdemonstrationen die deutsche Einheit erwartet, bis er zu der Einsicht kommt, daß nicht Siege feiern, sondern Siege gewinnen die Parole sein müsse; wie er das ränkevolle Spiel durchschaut, das zur Schwächung Preußens im Bunde einen neuen Kleinstaat aus Schleswig-Holstein schaffen, ja mehr noch, eine kleinstaatliche Hegemonie an Stelle der preußischen setzen will mit der Kaiserkrone über dem Haupte eines Volksgefaltnen, bis dann, als das gewaltige und klärende Wetter von 1866 herannahet und vorüberrauscht, aus den anfänglichen Zweifeln die Sonne der Gewißheit hervorbricht, und das Herz mit Jubel und Begeisterung dem Herold der neuen Zeit entgegenfliegen kann. Man muß diese Tagebuchblätter lesen, um zu erkennen oder sich wieder zu vergegenwärtigen, wie die Pracht dieses neuen Sonnenaufgangs nach langem Hoffen und Bangen auf die Herzen wirken mußte.

Solche Gefühle hatten aber auch den Bruch mit den bisherigen Freunden zur Folge, die eben andern Göttern dienten und bis zum letzten Augenblick noch erwartet hatten, das frivole Kriegsspiel würde Herrn von Bismarck und dem „System“ den Hals kosten und dazu führen — gleichgiltig ob durch Sieg oder Niederlage —, dem Liberalismus die gebührende Führung einzutragen, nun aber betreten beiseite stehen und zusehen mußten, wie die Weltgeschichte an ihnen vorüberschritt. Busch mußte sich von den Grenzboten trennen, die in dieser Zeit einen kuriosen Ciertanz tanzten. Die Aufsätze, die ihn zeigen, hat Freitag nicht in seine Werke aufgenommen.

Man kann denen, die damals im Banne veraltender Ideen standen und nicht alsbald imstande waren, sich in die Wirklichkeit zu finden und Verbrauchtetes hinter sich zu werfen, denen eben die alte Haut zu fest angewachsen

war, manches zu gute halten; man kann jetzt lächelnd auf manche Wunderlichkeit zurückblicken, zu der sich der alte, außer Kurs gesetzte Liberalismus auch in der Folge noch hinreißer ließ; man kann sogar mit Achselzucken an denen vorübergehen, die voll Haß nie vergessen können, daß ein Größerer ihnen in den Weg trat und glänzend durchführte, was sie auf andern Wege zu erreichen trachteten, aber nie zustande gebracht hätten, oder was ihre eignen Pläne durchkreuzte — sie alle gehören einer immer mehr zurücktretenden Vergangenheit an, ihre Reihen haben sich gelichtet, und sie werden bald alle von der Bühne abgetreten sein. Von ihnen kann man mit Ruhe Habeant sibi! sagen. Aber vor einer andern Erscheinung können die, die mit Bewußtsein die letzten Jahrzehnte mit erlebt haben, nicht ohne tiefe Trauer und ohne Zorn stehen, das ist die Gleichgiltigkeit und der Undank, womit dem Manne von der unbekümmert in den Tag hineinlebenden Gegenwart gelohnt wird, dem sie alles verdankt.

Wie schnell hat dies lebende Geschlecht vergessen, daß dem Tage, in dem es sich sonnt, eine Nacht vorausgegangen ist, der kein Morgengrauen dämmern zu wollen schien, und daß der Morgen, der uns endlich aufging, flammenden Blutschein vor sich herwarf. Wir Jüngern, deren Väter noch jenseits der Grenze wurzelten, die die neue Zeit von dem Lande der Geschichte trennt, die wir jetzt selbst allmählich in die Reihe der Alten aufrücken, wie haben wir als Kinder noch sehnsüchtig in die Ferne geblickt, wenn uns unsre Großeltern von den Tagen der ersten Erhebung unsers Volkes erzählten, von den Wundern des alten Fritz, dessen Gestalt noch durch ihre Jugend geschritten war, und dann von dem Gewittersturm der Völkerschachten, in denen sich die alte deutsche Kraft wieder aufgebaut hatte, um dann doch, wie es schien, wieder zum ewigen Schlaf in den Kyffhäuser hinabzusteigen. Wie haben wir Knaben grübelnd vor unsern Schulkatanten geseffen und die Grenzen gezogen, die das geträumte deutsche Reich haben mußte, von dem nur die Lieder wußten. Wir haben noch gefühlt, wie Otto Ludwigs Schmerzenssang:

Wie bist du doch verachtet, mein deutsches Vaterland!
 Daß mir die Seele schmachtet, mein Herz ist mir entbrannt,
 Seh ich dich, das so prächtig vor andern könnte stehn,
 So ärmlich, so unmächtig und so verspottet gehn —

und unsre jungen Herzen haben es mit Ingrimme empfunden, daß die deutsche Nation das Achenbrödel unter den Völkern war, geringgeschätzt und ausgenützt dazu von allen andern. Wir haben aber auch den Jubel mitempfunden, der aus allen Herzen hervorbrach, das befreiende Aufatmen gespürt, das jede Brust hob, als der Held aufstand, der kühl und siegesficher über das Gewirr und Gestrüpp der alten Zustände und Meinungen herauswachsend seine ganze Zeit unter seinen Geist zwang und, ein getreuer Eckart, seinem Volke den Weg zu Freiheit und Größe bahnte. Denen, die das Errungene als etwas Selbst-

verständliches und Gegebenes hinnehmen, scheint es leicht zu werden, ihm den Rücken zu wenden und ihn zu vergessen, unter dessen Schritten die ganze Erde gezittert hat; sie haben ja auch das schöne Beispiel derer, die sich ihm nur widerwillig gebeugt hatten, solange er in Übereinstimmung mit seinem kaiserlichen Herrn die Macht besaß, seinen Willen durchzusetzen, dann aber, als sein Rücktritt erfolgen mußte, empor schnellten und aus ihrem Haß kein Hehl mehr machten, dem Haß des Kleinern, der den Größern nicht ertragen oder nicht begreifen kann; und das schöne Beispiel derer, die es eilig hatten, ihn zu verlassen, wie die Ratten das sinkende Schiff, um sich von neuen Gestirnen Glanz zu borgen. Wir aber, die wir ihn im Kampfe haben vor uns herschreiten sehen, nie rastend, keinen Ansturm scheuend, wir wollen ihm unsern Dank dadurch beweisen, daß wir in seinem Geiste, da wir es in seiner Heeresfolge nicht mehr können, für das weiterzuarbeiten suchen, was nothut, so gut wir es vermögen und so lange wir es können — als „seine Leute.“

Nach 1870

Während sich draußen die großen Begebenheiten der Weltgeschichte folgten, und auch im Leben der Grenzboten mehrfach Änderungen durch den Wechsel der Personen, die auf ihre Leitung Einfluß hatten, eingetreten waren — an Buschs Stelle kam später Dr. Julius Eckart —, hatte das Blatt mit seiner im ganzen gleichbleibenden Physiognomie auch den gleichen Schritt behalten. Erst während der politisch stark bewegten Zeit zwischen den Kriegen von 1864 und 1870, die allen Blättern Aufschwung brachte, fing ihr Leserkreis an zu wachsen, und ihre Abbonnentenzahl stieg erheblich höher, als sie die langen Jahre seit 1848 her gewesen war.

Aber in denselben Tagen, die die größte Wandlung im Geschick unsers Volkes bringen sollten, trat auch für sie eine Änderung ein, die tief in ihr Schicksal einschchnitt.

Wie schon früher erwähnt worden ist, war der Verleger nur Miteigentümer der Grenzboten geworden. Als solcher hatte er nur in den materiellen Fragen eine Stimme, die Leitung des Blattes, der Charakter, der ihm gegeben wurde, war Angelegenheit der Redakteure allein, wie es auch zu Kurandas Zeiten gewesen war. Ein solches Verhältnis ist nur möglich, wenn der Verleger sachlich dem Unternehmen ganz indifferent gegenübersteht, oder wenn nahe Freundschaft beide Parteien verbindet, und in der Hauptsache gleiche Anschauungen bei beiden vorhanden sind. Fehlt dies und tritt ein Gegensatz hervor, so muß das Verhältnis als eine Last empfunden werden.

Ein freundschaftliches Verhältnis hatte auch nach Kurandas Zeit zwischen Verleger und Herausgebern lange Zeit bestanden, aber es hatte keine Dauer

für alle Zeit; aus äußern und innern Gründen trat eine Entfremdung ein, die schließlich auf beiden Seiten den Wunsch nach einer Trennung oder das Gefühl der Notwendigkeit einer solchen entstehen lassen mußte. Die Möglichkeit einer Lösung des Verhältnisses war vorgesehen; der Kontrakt, der von Zeit zu Zeit erneuert wurde, verpflichtete jede der beiden Parteien für den Fall des Ausscheidens der einen aus der Teilhaberschaft, kein neues Unternehmen zu gründen oder zu redigiren, das durch den Titel oder sonst irgendwie den Anspruch erheben könnte, die Fortsetzung des alten zu sein — eine frühere wohl nicht auf Veranlassung des Verlegers geänderte Fassung hatte noch bestimmter gesagt, der ausscheidende Teil sollte nicht berechtigt sein, die Grenzboten fortzuführen oder eine andre gleichartige oder ähnliche Zeitschrift zu begründen.

Der Kreis, der sich um Freytag geschlossen hatte, hatte seinen Schwerpunkt im Hirzelschen Verlage gefunden. Der Wunsch konnte deshalb gehegt werden und wäre durchaus berechtigt und erklärlich gewesen, auch die Grenzboten mit dem nahestehenden Verlage zu verbinden. Ob Grunow absichtlich dahin gedrängt wurde, die Möglichkeit zur Erfüllung eines solchen Wunsches zu bieten, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls wurden die Grenzboten in einem Sinne redigirt, der seinen persönlichen Anschauungen nicht entsprach. Dies bedrückte ihn tief, so sehr, daß er das Blatt zuletzt gar nicht mehr las, und als seine Bitten fruchtlos waren, solche Dinge zu vermeiden, die ihm Gewissensnöte machten — es handelte sich insbesondere um konfessionelle Anschauungen —, ergriff er eine Gelegenheit zur Lösung des Verhältnisses, die sich im Frühling 1870 bot, und die von der andern Seite gleich bereitwillig ergriffen wurde. Er machte die Gehaltszulage, die, als auch Dr. Eckart wieder aus seinem Amt an den Grenzboten geschieden war, für einen neuanzustellenden Redakteur verlangt wurde, davon abhängig, daß dieser Bürgschaften gäbe, die religiöse Richtung zu schonen, die ihm am Herzen lag. Diese Bürgschaften konnte oder wollte man nicht geben, und so wurde seine Erklärung als Kündigung des Kontrakts angenommen und beantwortet, und das Blatt kam im Herbst zur Versteigerung unter den Parteien.

Es ist durchaus nicht zu bestreiten, daß die Erfüllung von Grunows Verlangen ein Verhältnis hätte schaffen können, das ebenso drückend und peinlich für die Herausgeber hätte werden können, wie das bestehende für den Verleger war; die Wandlung in den Anschauungen, die zum Bruche führte, hatte sich bei diesem vollzogen, die Herausgeber konnten aber das Blatt nur in der ihren Überzeugungen entsprechenden Richtung leiten. Es ist nur die Frage, ob es notwendig war, diese religiösen Konflikte zum Trennungsgrunde zu erheben, oder ob es bloß willkommen war. Die Wahrscheinlichkeit spricht für die letzte Annahme.

Grunow war entschlossen, die Grenzboten für sich zu erwerben und weiterzuführen, obgleich ein Redaktionswechsel nicht ohne Gefahr war, und Freytag

zudem alsbald nach der Kündigung erklärt hatte, daß er, wenn er von den Grenzboten zurückzutreten genötigt würde, sofort für die Partei und die Sache, der er diente, ein neues Blatt gründen müßte. Dies nahm Grunow nicht ernst, da nach seiner Auslegung des Vertrages ihm das Gleiche zu thun sein Gewissen verboten hätte. Aber die Drohung — als solche mußte die Erklärung aufgefaßt werden — war ausgesprochen, ihre Ausführung möglich — Freytag selbst hatte den Weg angedeutet, indem er gesagt hatte, er würde es mit sorgfältiger Beachtung der durch den Kontrakt aufgelegten Beschränkungen thun und einem jüngern Freunde die Repräsentation überweisen. Also lag doppelte Gefahr vor, aber Grunow war bereit, ihr zu begegnen; es wäre ihm schwer geworden, sich von dem Blatte zu trennen, das nun schon ein Menschenalter lang einen Bestandteil seines Verlages gebildet hatte und ihm ans Herz gewachsen war. Er konnte hoffen, mit Hilfe eines tüchtigen Redakteurs und tüchtiger Mitarbeiter das Blatt aufrecht zu erhalten und es wieder mit Freuden seine Firma tragen zu sehen.

Der Zuschlag wurde ihm erteilt, und alsbald nach dem Verkaufe — kündigte Hirzel die Zeitschrift „Im neuen Reich“ an. Die erste Notiz über das neue Blatt brachte bei Gelegenheit einer in der gleichen Nummer gemeldeten Anwesenheit Freytags in Hamburg der dortige „Korrespondent“ in folgenden ergößlichen Zeilen:

Leipzig, den 18. Oktober. Es wird Ihnen von Interesse sein, daß Gustav Freytag zufolge von Meinungsverschiedenheiten mit dem Verleger der Grenzboten am 1. Januar 1871 von der Leitung dieser seit dreiundzwanzig Jahren von ihm redigirten Zeitschrift zurücktritt. Der Eigentümer der F. L. Herbig'schen Buchhandlung hat den kühnen Entschluß gefaßt, die Grenzboten unter einem neuen Redakteur, der noch gefunden werden soll, ohne den Mann fortzusetzen, dessen Name bisher den Haupthebel für die Bedeutung dieser Zeitschrift ausmachte, die zudem dem Namen Freytag aufs engste verbunden war. Diese Absicht erscheint um so gewagter, als der vieljährige Verleger und Freund Freytags, der als Verleger und Goethekenner gleich bekannte Dr. S. Hirzel den Verfasser von „Soll und Haben“ vermocht hat, eine neue politisch-litterarische Wochenschrift zu begründen und in seinem Verlage erscheinen zu lassen. Dieselbe wird mit dem 1. Januar 1871 zu erscheinen beginnen.

Noch geschmackvoller war eine weitere Notiz, die verbreitet wurde, der Verleger der Grenzboten wollte ein frommes Blatt aus ihnen machen.

Grunow war zu Hirzel gegangen und hatte ihm gesagt, er könnte es nicht glauben, daß dieser die Hand zu einer solchen Konkurrenz bieten würde. Die kühle Antwort war gewesen, das ginge ihn nichts an, es wäre Freytags Sache.

Anders dachte Julian Schmidt, der von Freytag zur Mitarbeiterschaft aufgefordert worden war; er hatte abgelehnt und „ihm gerade heraus gesagt, daß er ihn nicht für berechtigt hielte, ein solches Konkurrenzunternehmen zu machen.“ Aber darüber konnte man ja wohl verschiedner Meinung sein.

So hatte denn der Grenzbotenverleger eine Hülle in der Hand, aus der die Seele entflohen war, um sich „Im neuen Reich“ einen neuen Körper zu bilden. Die Grenzboten waren aus den Grenzboten ausgewandert — wir dürfen jetzt sagen zum Glück, denn die alten Grünen wären wohl an derselben Langenweile zu Grunde gegangen, die „Im neuen Reich“ nach dem ersten Anlauf, den es genommen, und der es sofort auf eine bedeutend höhere Abonnentenzahl gebracht hatte, als den Grenzboten seit Kurandas Zeit jemals zu teil geworden war, allmählich wieder eintrocknen ließ. Von den Grenzboten hatte es sich wesentlich nur dadurch unterschieden, daß es gleich von vornherein nicht grüne, sondern gelbe Blätter trieb. Die Folge hat gezeigt, daß die religiösen Gegensätze nicht notwendig zum Bruche führen mußten. Weder sind die Grenzboten, so lange ihr erster Verleger lebte, ein „frommes“ Blatt geworden, noch hat „Im neuen Reich“ sich durch große Kämpfe auf theologischem Gebiete hervorgethan.

Der neue Redakteur, dem die Grenzboten in die Hände gelegt worden waren, Dr. Hans Blum, ging mit Eifer und Hingebung ans Werk, aber die Hoffnungen des Verlegers sollten sich nicht erfüllen. „Also Sie wollen die armen kleinen Grünen zu Grabe tragen,“ hatte Freytag zu Blum gesagt, als dieser die Leitung des Blattes übernahm, und es schien freilich bald nur noch eine Frage der Zeit zu sein, wie schnell oder wie langsam sich der Zerfallsprozeß vollziehen würde, dessen Anzeichen bald nicht mehr zu verkennen waren. Gering war dabei der Trost, daß auch bald in Frage zu kommen schien, wer früher das Zeitliche segnen würde, die alten Grünen oder „Im neuen Reich,“ das im neuen Reiche nicht mehr angebracht war und seine Mission mit seiner Geburt erfüllt hatte. Die Konkurrenz, die es den Grenzboten bereitetete, hatte diesen doch eine Wunde beigebracht, an der sie zu verbluten drohten. Jahr für Jahr sahen sie ihren Leserkreis mehr zusammenschwinden, und als im Jahre 1878 der Tod ihrem Verleger, der sie durch sein ganzes Leben treu gehütet hatte, die Augen schloß, schienen auch ihre Tage gezählt zu sein. Der jetzige Verleger hatte keine Hoffnung mehr, daß ihre Kraft ausreichen würde, sie noch einmal über die Klippe einer Jahreswende hinwegzuheben. Da trat im Herbst des Jahres eine Wendung ein, die einen neuen Frühling für das Blatt mit sich bringen sollte.

Moritz Busch, der alte Freund der Grenzboten und ihres Verlegers, schrieb damals an seinem Buche „Graf Bismarck und seine Leute,“ das bald darauf so großes Aufsehen erregte. Bei einer gelegentlichen Zusammenkunft erzählte er dem Verleger dieser Blätter, bei dem auch das Buch erscheinen sollte, er hätte die Absicht, in Berlin eine neue Wochenschrift zu gründen, die für die Politik des Reichskanzlers eintreten sollte, der im Begriff stünde, mit den Nationalliberalen zu brechen, weil sie nicht bereit wären, in seiner Wirtschafts- und Sozialpolitik mit ihm zu gehen. Dem Verleger erschien es selbstver-

ständig, daß diese Aufgabe von den Grenzboten übernommen würde, und er ergriff mit Freuden die Gelegenheit, nicht nur dem Manne zu dienen, den er für den größten Wohlthäter unsers Volkes hielt, sondern auch die Grenzboten wieder vorwärtszubringen, indem er ihnen die Möglichkeit bot, im Kampfe für weittragende Ideen frische Kraft zu gewinnen. Ein Übereinkommen war rasch geschlossen. Aber es war auch alsbald klar, daß damit eine Neuerung von Grund aus nötig war, daß wieder ganz von vorn begonnen werden mußte, und dazu gehörte auch, daß das bisherige Redaktionsverhältnis gelöst wurde, dessen Aufhören für Ende des Jahres schon in Aussicht genommen war, denn Blum stand auf nationalliberaler Seite, und die Schwenkung mitzumachen, die der Verleger vorhatte, konnte ihm dieser nicht zumuten. Er entschloß sich deshalb, vom neuen Jahre an das Blatt unter eigener Verantwortung herauszugeben, und hierfür war ihm vor allem die Einsicht maßgebend, daß er bei dem neuen Kampf ums Leben das Blatt überhaupt nicht wieder ganz aus der Hand geben dürfte. Er hatte gesehen, welche Krisen es herbeiführen kann, wenn der Verleger keinen bestimmenden Einfluß auf sein Blatt ausübt und auszuüben instande ist, nur in einem äußerlichen Verhältnis zu ihm steht; sollte es diesmal gelingen und zu seiner eignen Befriedigung ausschlagen, so mußte er sich auch selbst mitten in die Sache hineinstellen. Zur Mitwirkung bei der Redaktion bot ein Mitarbeiter, den sich der Verleger dazu ausersehen hatte, gern und wohlgemut die Hand: Dr. Gustav Wustmann, und beide haben seitdem in herzlicher Freundschaft und Eintracht die Grenzboten zusammen herausgegeben.

Der Verleger möchte es an dieser Stelle aussprechen, wieviel Dank er selbst und die Grünen seinem lieben Freunde und Mitarbeiter schuldig sind. Seiner Tüchtigkeit, seinen vielseitigen Kenntnissen und seinem klaren und verständigen Urtheil verdanken diese Blätter vor allem die Geltung, deren sie sich heute wieder erfreuen. Und wenn sie sich auch durch Reinheit der Sprache und Klarheit der Darstellung vor allen andern Zeitschriften auszeichnen, so ist das sein besondres Verdienst; darin haben alle von ihm gelernt, die an unsern Hefen mit arbeiten, und alle werden es ihm mit dem Verleger danken.

Wir zogen damals mit wenigen Mitarbeitern zu Felde, als wir mit dem neuen Jahre frisch ans Werk gingen. Leider war auch diesmal der Redaktionswechsel nicht ohne Verdruß vor sich gegangen, und mit dem grollenden Leiter hatten sich auch die Mitarbeiter zurückgezogen, die ihm näher gestanden hatten.

Buschs Buch war unterdes erschienen und hatte gewaltigen Lärm verursacht; es konnte als politische Windfahne für die künftigen Grenzboten gelten und wurde auch so aufgefaßt. Aber es war auch die Veranlassung, daß sich manche der bisherigen Freunde von den Grenzboten los sagten oder sich doch die Sache erst einmal eine Weile mit ansehen wollten. Wir mußten sie

eben gehen lassen. Bei einigen that es uns leid, aber wie es uns von vornherein klar gewesen war, daß wir von Grund auf würden neu bauen müssen, so mußten wir uns auch darauf verlassen, daß die Haltung, die wir dem Blatte geben wollten, ihm neue Freunde für die verlorenen zuführen würde. Die trefflichen Mitarbeiter, die uns geblieben waren und die alsbald hinzutraten, genügten, dem Blatt die Farbe zu geben; es entsprach unsrer Absicht, daß die Grenzboten von einem möglichst kleinen Kreise geschrieben wurden, damit sie ein möglichst geschlossenes Außere erhielten — sie sollten wieder eine Person werden. Manchmal kamen wir allerdings in große Not; so fruchtbar, wie es nötig gewesen wäre, konnten die uns zunächststehenden nicht immer sein, und wir haben oft Mühe genug gehabt, allwöchentlich unser Heft zustande zu bringen. So ist auch in den ersten Jahren manch wunderlicher Kram hineingekommen, bis sich der Mitarbeiterkreis allmählich erweiterte. Daran, wer zu uns kam, erkannten wir zuerst den Erfolg unsrer Mühe und unsrer Richtung. Wir hatten im Anfang einige Anknüpfungsversuche gemacht und waren über die Achsel weg abgefertigt worden. Dies hatte dazu geführt, daß wir uns künftighin hüteten, wieder jemand aufzufordern, und in der Folge ruhig abgewartet haben, wer von selbst käme, und dies hat sich als gutgethan erwiesen; wir haben uns dabei unsre völlige Freiheit und Unabhängigkeit gewahrt.

Daß uns nicht nur Rosen blühen würden bei unserm Unternehmen, darüber gaben wir uns keiner Täuschung hin. Wir wandten uns denn auch um Rat und Hilfe an alte Freunde, deren Erfahrung uns nützen konnte. So auch an Julian Schmidt. Er antwortete lakonisch: „Lieber Hans . . . über geschehene Dinge ist nichts zu sagen; aber — seien Sie vorsichtig, Sie treten auf eine heikle Bahn. . . . Warum mußten Freytag und Ihr Vater auch auf den verrückten Einfall kommen, sich zu trennen!“ Mit solchem Rate mußten wir zufrieden sein; es galt jetzt eben, sich selbst helfen. Den verrückten Einfall segneten wir, da wir uns durch ihn vor eine schöne Aufgabe gestellt sahen; die heikle Bahn aber hatte ebensowohl ein Aufwärts, wie ein Abwärts, und wir waren entschlossen, sie nicht hinabzugleiten, sondern sie, so sauer es uns werden mochte, emporzuklimmen.

Wie wir sie gegangen sind, zeigen die Bände, die wir herausgegeben haben. Über die Schwierigkeiten, die sich uns entgegenstellten, hat uns unser Glaube an den Nutzen unsrer Arbeit hinweggeholfen. Lange Zeit war freilich der Weg mühselig genug; wir vermochten nur Schritt für Schritt und unter mancherlei Widerwärtigkeiten, die oft die Geduld auf harte Proben stellten, vorwärts zu kommen.

Vor allem erweckten uns, wie vorauszusehen gewesen war, unsre politischen Aufsätze, deren Quelle ohne gleichen die Grenzboten der achtziger Jahre für alle Zeit merkwürdig und für die Geschichtschreibung wichtig macht, zunächst den Widerspruch aller Welt. Ihre Bedeutung wurde nicht

erkannt oder blieb geflissentlich unbeachtet; oft fanden sie erst dann Wiederhall in den deutschen Zeitungen, wenn sie längst von der gesamten großen ausländischen Presse besprochen worden waren, und auch dann begegneten sie oft nur solchen Bemerkungen wie: die kleinen Grenzboten, die unter Ausschluß der Öffentlichkeit erschienen, suchten ihren gesunkenen Ruf durch Standalartikel wieder aufzufrischen. Auch als man sah, daß doch wieder mit ihnen zu rechnen wäre, wurden sie noch lange kaum anders als mit Schmähungen genannt. Bezahlt, Reptil und dergleichen zarte Anzüglichkeiten flogen wie spitze Pfeile auf sie ein; daß jemand uneigennützig, mit Überzeugung und Begeisterung für Bismarck eintreten könnte, während sich fast alle Federn auf dem Preßgeflügelhose, bezahlte und unbezahlte, gegen ihn sträubten, erschien undenkbar, und was die Grenzboten zunächst ernteten, war Haß und Hohn.

Da war es kein Wunder, daß es ihnen schwer wurde, Freunde und Leser zu gewinnen. Jahre bedurfte es für jedes hundert Abonnenten Zuwachs; immer wieder schien es ganz aussichtslos, gewisse Grenzen zu überspringen, immer wieder fielen fast ebensoviel schon gewonnene Abonnenten wieder ab, als neue hinzukamen. Der Buchhandel verhielt sich zum großen Teil ganz ablehnend. Wie viel Versuche hat der Verleger gemacht, ihn in weiterm Umfange für das Blatt zu erwärmen, wie wenig wollte es gelingen, und wie oft ist ihm sogar die Antwort gegeben worden: sollen wir uns für ein Blatt verwenden, das uns alle gangbaren Bücher herunterreißt? Das kam ja dazu, daß die Grenzboten auch auf allen andern Gebieten Ärgernis bereiteten, nicht auf dem politischen allein; sie faßten eben die Leute ganz im allgemeinen da an, wo sie am empfindlichsten sind, bei ihren Thorheiten.

Es ist überflüssig, hier die Geschichte der letzten zwanzig Jahre im einzelnen weiter zu verfolgen; sie ist in jedermanns Erinnerung. Es genügt, zu sagen, daß die Grenzboten bismarckisch waren, für die Politik des Fürsten, die nun die Aufgabe hatte, das Gewonnene auszubauen und zu sichern, aber auch dabei manches Hindernis zu überwinden, gegen Vorurteile, Unverstand und Übelwollen oft schwer genug zu kämpfen hatte — daß sie für diese Politik — im Anfang fast ganz allein — eintraten und zu wirken suchten, und daß es ihnen möglich war, dies mit Nutzen zu thun. Die Fäden der großen Politik wurden von der Wilhelmsstraße aus mit Meisterschaft geleitet — in welcher Weise, ist in neuerer Zeit für jedermann erkenntlich dargelegt worden; das Vaterland konnte ruhig sein und sich seiner innern Entwicklung hingeben. Auch die Bewegungen dieses innern Lebens, das sich in dem neugeschaffnen großen Rahmen reich entwickelte, des politischen wie des gesellschaftlichen nach allen Richtungen hin, stellte den Grenzboten neue Aufgaben genug, bei denen es nicht minder zu lustigem Streiten für die gesunde Vernunft Anlaß gab. Denn mit gesunder Vernunft ging es durchaus nicht immer bei dem zu, was sich im lieben Vaterland in den Vordergrund drängte.

Man wird noch mit Bewunderung auf die Blüten zurückblicken, die es in der ersten Zeit trieb, nachdem sich ihm alle alten Märchenträume erfüllt hatten. Das wachgeklüßte Dornröschen benahm sich nicht wie eine Prinzessin, sondern wie eine thörichte Jungfrau, die kein Öl auf die Lampe gethan hatte und nun im Dunkeln statt dem rechten Bräutigam einem Ritter von der traurigen Gestalt nach dem andern an die Brust sank.

Der mächtige materielle Aufschwung, der dem Kriege folgte, brachte fast alles aus dem Gleichgewicht. Während er auf der einen Seite Übermut erzeugte, waren auf der andern Begehrlichkeit, Unzufriedenheit und Neid in seinem Gefolge. Während sich Wohlstand und äußere Macht in nie geahnter Weise einstellten und mehrten, die Städte anfangen, ins Unermeßliche zu wachsen und sich mit Pracht anzuthun, jammerte man über schlechte Zeiten und trank sich voll Schopenhauerei. Je mehr man bekam, desto mehr brauchte man und wollte man haben; aber man verlangte nicht nach dem Wasser des Lebens und nicht einmal mehr nach der blauen Blume der Romantik, sondern nach dem Steine der Weisen, um alles zu vergolden, und jedes Ding sollte ein Esel streck dich werden. Macht, Ehre, Einfluß, Reichthum, äußerer Glanz, leichtes Wohlleben, Tagesruhm fingen an, die einzig begehrenswerten Güter zu scheinen; Unzufriedenheit und Ruhelosigkeit waren die natürliche Frucht, Verflachung und Verrohung der Gemüther weiter Kreise die unausbleibliche Folge dieser Jagd nach Glück und Genuß, bei der die Seele verkümmern und die Sinne stumpf werden mußten. Das Behagen und die Poesie altväterischen deutschen Wesens — des deutschen genügsamen Wesens unsrer Väter, das Befreiende und Befriedigende deutscher Zucht, Sitte und Ehrbarkeit wurde vergessen und verachtet; auch wer mit dem Herzen noch daran hing, wagte kaum, es zu bekennen, aus Furcht vor dem Spott der Herolde des Zeitgeistes. In immer rascherem Wechsel, immer gröberem und immer gepfeffertem Reiz der Genuße wurde Befriedigung gesucht; nichts konnte klobig und flach genug kommen, es wurde mit Begierde ergriffen und verschlungen, wenn es nur neu und aufregend war. Und was neu war, wurde Mode, nur weil es neu war. Das Ewige und Erhabne, das Schöne und Würdige war überwundener „fauler Zauber.“ Massenwirkung mit Wirkung auf die Massen und Massenerfolg, sie zeigten sich einträglich, reizten und blendeten. Wo der wahre schöpferische Geist mangelte, und man keinen innern Gehalt zu geben vermochte, die Seele fehlte, die die Seele suchte, mußten äußere Mittel herhalten, die Sinne zu reizen und zu berauschen. Es ist keine zufällige Erscheinung, daß die Musik als Führerin den andern Künsten vorantrat und sich, wie sie mit raffinierten Blecheffekten zwischen Sordinen- und Harfenbrei ihre Wirkung auf die Nerven zu erhöhen suchte, mit üppigem Schaugepränge umgab; denn nirgends vermag sich die Gedankenarmut leichter hinter der Phrase zu verbergen, als in der Musik; sie ist ganz besonders die Kunst des großen Hausens.

Aber nicht nur bei ihr, in allen Künsten und auf allen Gebieten wurde die Phrase zur Herrscherin, das äußere Pathos und der Pomp der Außerlichkeit, die Ersatz für die innere Leere geben müssen oder dem weichlichen Gefühlsdusel dienen, dem mit den klaren Gedanken der klare und einfache Ausdruck fehlt. Es war die Zeit der Wagnererei mit Venusberg und Gral und, in schöner Abwechslung mit der Höhe ihrer Gefühle, der Rührseligkeit des Trompeters von Säckingen und der Tingeltangelopern, die sich mit beiden vertrugen. Es war die Zeit der Bilder, bei deren Farben man sich die Nase zuhielt oder auf die Vermutung kam, sie wären mit der Rückseite nach vorn gehängt; der schönen Litteratur, die allen Schmutz des Auslandes zusammensetzte, um sich damit reizvoll zu machen, der Cameliendamen, die das Drama auf seine Höhe hoben, bis man in schöner Entwicklung herab zum Unflat des jüngsten Deutschlands gelangte. Ach, es war eben die Zeit, wo Buddha Lieber Gott wurde — das heißt, der liebe Gott wurde unbequem bei diesen Liebhabereien, und man bereitete sich lieber eine Philosophie durch Aufguß von warmem Wasser auf indische Weisheit, die zugleich erlaubte, sich mit Naturalismus zu vergnügen und sich mit dem Nirwana zu trösten, wenn es mit der Genußfähigkeit aus war, das heißt, sich damit zu trösten, daß es nichts wäre mit Verantwortlichkeit, Himmel und Hölle und womit man sonst den Menschen bange gemacht und sie davon abgeschreckt hatte, sich ein kleines Vergnügen zu gönnen in diesem irdischen Zammerthale.

Der Zusammenhang all dieser Tollheiten liegt klar zu Tage. Die Wurzel aller Ausläufer des Lebens liegt stets in den philosophischen Grundanschauungen einer Zeit. Es läßt sich aber deutlich verfolgen, wie der liberale Gedanke, der sich in natürlicher Reaktion gegen elende und verrottete Zustände entzündet hatte und zur Sprengung drückender und unwürdiger Fesseln führte, auf der andern Seite notwendig Unheil stiften mußte, als er seine Grenzen überschritt. Das Freiheitsbedürfnis der Mannesseele, die keinen politischen Zwang mehr ertragen konnten, trieb dahin, daß diese auch keinen höhern Willen hinter den Dingen und über sich anerkennen zu dürfen meinten. Die Naturwissenschaften, die auf dem mißverstandenen Kant sich aufbauenden philosophischen Trugsysteme legten den bequemen Grund für die Emanzipation der Geister, und materialistische Weltanschauung wurde selbstverständlich für alle, die auf der Höhe moderner Bildung stehen wollten. Aus der Studirstube der Gelehrten, die ja das Amt haben, über das Wesen der Dinge zu grübeln, und die Erlaubnis, in freier Forschung auf Verrücktheiten zu kommen, trat die materialistische Weltanschauung auf den Markt und vertrug sich herrlich mit dem nur auf äußeres Wohlleben gerichteten Sinn der Mittelmäßigkeit und mit der Ruhmsucht der Streber in Litteratur und Kunst — auf jedem Gebiet, die von der breiten Mittelmäßigkeit getragen ihre Triumphe feierten und sich dem gläubigen Haufen als die Vollender alles dessen anpriesen, was eine nur

taftende Vorwelt vergeblich angestrebt hätte. Was waren Raphael und Dürer, Mozart und Beethoven, Luther und Goethe gegen die Reklamehelden der „Neuzeit“? Und neben dem Materialismus schritt langhaarig und mit interessanter Blässe der Welterschmerz einher, der Sentimentalität und Laster so wohlthuend vereinigt. Materialismus und Pessimismus, die schönen Zwillingsskinder der Austerfreiheit! Welches Unheil sie auch in bessern Köpfen anrichten können, hat die letzte Zeit zur Genüge gezeigt.

Was half es denen, die tadelten und warnten? Sie waren böswillige und ärgerliche Störenfriede, vor deren Stimme man sich die Ohren zuhielt, und denen man den Rücken wandte. Was wollten diese lästigen und beschränkten „Schulmeister“? War man nicht in der „Majorität,“ und hat nicht die Mehrheit stets Recht? Alle Welt machte doch einmütig alle Thorheiten mit, und wer nicht zu aller Welt gehörte, war mindestens ein Narr oder Phantast.

Wir glauben, wir dürfen diese Zeit als Vergangenheit betrachten, und damit auch die Zeit, wo es den Grenzboten schwer wurde, Gleichgesinnte zu finden und zu Gleichgesinnten durchzudringen.

Es geht wieder ein ernsterer Zug durch unser Volk, wir beginnen wieder Einkehr bei uns selbst zu halten. Das schale Leben nach außen, worin man sich zu verlieren drohte, ist bis zum Überdruß genossen worden; ernste Fragen sind an uns herangetreten, die auch weitem Kreisen in dem sorglosen und oberflächlichen Sichgehenlassen Halt geboten und sie dahin geführt haben, sich zu besinnen.

Die große Zeit des nationalen Aufschwunges liegt hinter uns und fängt an zu verdämmern und zu verblasen. Die mächtige Hand, die das Geschick unsers Volkes gelenkt und zu so schöner Erfüllung gebracht hatte, ruht in unwillkürlicher Muße; die Heldengestalten, die es bei seinem Siegesgange geführt hatten, sind fast alle eine nach der andern ins Grab gestiegen. Ein neues Geschlecht ist an ihre Stelle getreten, und während jedermann, solange jene das Steuer in der Hand hielten, das Gefühl einer gewissen Sicherheit hatte und unbekümmert sein Steckenpferd reiten konnte, sieht man sich jetzt einer ungewissen Zukunft gegenüber; man fragt: was wird nun werden, und oft wohl auch: was will das werden! Und wenn es auch scheint, daß die Gefahren, die für jene, die das deutsche Reich in den Sattel gehoben hatten, noch oft herausgezogen und ihr Werk wieder zu zertrümmern drohten, jetzt nicht mehr zu befürchten sind, wenn sich auch keine der Hände, die an dem jungen Bau zu rütteln geneigt waren, zu erheben wagt, so erweckt doch der Ausblick in die noch leer und verschleiert vor uns liegende Zukunft ein Gefühl der Bedrückung. Das größte Ziel, die Erfüllung der Träume von Jahrhunderten und zuletzt der leidenschaftlichen Erregung der Tage, wo diese Blätter ihren ersten Anlauf nahmen, war erreicht; nach dem Rausche, der

diesen Erfolg begleitete und begleiten mußte, ist eine Abspannung und Ernüchterung eingetreten, die sich bewußt wird, daß man auf dem Wege war, sich in Kleinlichem und Außerlichem, in Byzantinismus und Chinesentum zu verlieren. Man fragt sich: sind wir an dem für uns erreichbaren Ziele angelangt, und wird nun ein neuer Abweg zu neuen Leiden führen; giebt es noch Ziele, und stehen uns noch Aufgaben bevor? Und diese Fragen und Zweifel lenken den Blick wieder nach innen. Sie lassen die großen Fragen nach dem Woher und Wohin nicht nur des ganzen Volkes, sondern jedes einzelnen Menschen wieder deutlicher zum Bewußtsein kommen und führen nach der Zeitspanne, wo man ganz in dem Streben nach äußerem Erfolg und materiellen Genüssen aufging, zu neuer Vertiefung des ganzen Lebens. Die Flegeljahre des neuen deutschen Reiches sind überwunden, und der gereifere Blick sucht nach neuen Aufgaben, an denen sich die Kraft erproben kann.

Denn, Gott sei Dank, wir stehen noch nicht in einem greisenhaften Zeitalter, wie das cäsarische Rom oder das versteinerte Reich der Mitte. Noch pulst kräftiges Leben in den Adern unsers Volkes, noch hat es nicht die Fähigkeit verloren, sich auf seine Pflichten zu besinnen. Schlacken werden sich überall ansetzen, wo feuriges Leben rinnt, aber sie stoßen sich auch wieder ab und sinken zu Boden; wenn ein Baum nur in seinem Kerne gesund ist, so wird er immer neue kräftige Ärme zum Lichte emportreiben, mögen auch einzelne Zweige absterben und sich von ihm lösen.

Was das Leben unsrer Zeit am tiefsten aufrührt und bewegt, sind die sozialen Mißverhältnisse, die während und nach dem Werdeprozeß unsers Staates immer fühlbarer hervortraten. Sein äußerer Bau ist festgefügt und steht, darüber können wir beruhigt sein, auf sicherem Boden. Aber es sind innere Kräfte in Aufruhr und Spannung geraten und drohen ihn von innen heraus zu zersprengen. Einen Augenblick schien es, als müßten sie Verderben und Vernichtung bringen, wenn sie zur Übergewalt kämen, als müßte Gewalt gegen Gewalt gesetzt und ein Kampf ums Leben geführt werden, der nur durch Vernichtung des Gegners beendet werden könnte, wenn nicht alles Gewonnene in Frage gestellt werden sollte. Denn verbrecherische Unternehmungen stiegen aus dieser Gährung auf, die einen Abgrund von Verworfenheit enthüllten, und dabei ließ die Billigung oder die doch nur gewundene Verurteilung der frevelhaftesten Thaten erkennen, wie weite Kreise von Verwilderung und vaterlandsloser Gesinnung ergriffen waren. Aber dem ruhigeren Blick und der gerechtern Erwägung zeigt sich, daß das Aufwallen dieser Kräfte die Folge unerträglichen Druckes war, der beseitigt werden muß, um ein Gleichgewicht zu schaffen, das friedliches Spiel der Kräfte zuläßt, jedem die Gewähr giebt, daß ihm das mögliche Maß von Lebens- und Leibesbefriedigung erreichbar ist.

Die Gotteswelt bietet Früchte genug für jedermann, genug, daß keiner darben sollte, keiner so schwer um die Befriedigung der nötigsten Lebensbedürf-

nisse ringen müßte, daß es ihm nicht möglich wäre, auch an seine Seele zu denken. Und doch sehen wir, daß tausende und tausende, die weit überwiegende Mehrzahl des Volkes in mehr als beschränkten, oft in den elendesten und kümmerlichsten Verhältnissen lebt. Während das Meer unererschöpfliche Nahrung bietet, während die Erde Frucht genug hervorbringt, um eine zehnmal so große Menschenzahl zu ernähren, als auf ihr lebt, während die Verkehrsmittel in ihrer Leistungsfähigkeit auf eine Höhe steigen, die jedem Bedarf sofortige Befriedigung verschaffen kann, kämpfen tausende von Menschen mit Verzweiflung um den Bissen Brot, der sie und die Ihrigen vor dem Verhungern schützt, verlieren Gott und ihre unsterbliche Seele in dem jammervollsten und ödesten Kampfe ums nackte freudlose Dasein. Während eine gewaltige, sich immer mehr vervollkommnende, sich immer weiter entwickelnde Industrie die Lager und die Märkte mit nützlichen Stoffen und Geräten überschüttet und verstopft, kann sich die Mehrzahl der Menschen nur das Dürftigste gönnen, tausende gehen in Lumpen und suchen sich wurmstichigen Kram für ihre Bedürfnisse beim Trödler zusammen. Während die Städte von Palästen und Museen prangen, die alten schmucklosen Häuser unsrer Väter himmelhohen glänzenden und üppigen Prachtbauten Platz machen, lebt die Mehrzahl der Menschen von Licht und Luft, Wald und Feld abgeschlossen in Löchern und Winkeln zusammengepfercht, in Bohnstätten, die kein „rationeller“ Landwirt als Viehstall benutzen möchte, in denen die Gesundheit der Erwachsenen untergraben wird, und die Kinder leiblich und sittlich verkommen und verderben. Ist es da ein Wunder, wenn sich das Volk von Gott und den Menschen verlassen glaubt? wenn es, abgelöst von der Scholle, besitz- und hoffnungslos nichts mehr von Vaterlandsliebe weiß? wenn es verwildert und verroht und revolutionäre Massen gebiert? Es ist pharisaisch, zu sagen: die Bande hat ihr Auskommen, wenn sie will und sich bescheidet, aber sie säuft und hurt und treibt sich auf den Tanzböden herum, statt sich in Gottesfurcht für ein besseres Jenseits zu bereiten. Wer hat es dazu kommen lassen, daß „das Volk“ soweit gesunken ist? Ist es wirklich nur der gemeine Genuß, nach dem diese Leute streben, werden sie ihm nicht vielleicht nur zugetrieben, weil ihr Frohndienst ihnen die Beschäftigung mit Höherm verbaut, nach dem sie lechzen? Hat sich niemand an die Brust zu schlagen? Hat niemand seine lässig vergeudete Kraft daran zu setzen, daß es anders und besser werde? Sind wir Menschen zweierlei Art, von der die eine vom natürlichen Boden wegstreben darf in ein Märchenleben und über die Wolken hinaus, während die andre im Sumpf erstickt, in den sie von jener hineingetreten wird?

Es ist gewiß, daß es immer Reich und Arm geben wird, es kann das nicht anders sein und soll auch nicht anders sein; wir sind am wenigsten geneigt, dem thörichten Glauben Vorschub zu leisten, daß es anders gemacht werden könnte. Reichthum in guter Hand wird immer eine Segensquelle für seinen Besitzer werden

und für die, die von ihm abhängen, wenn er ihn weise benutzt und ein offnes Herz hat. Dann braucht kein Reichthum kein Gegenstand des Neides zu sein und wird es nicht sein. Auf der andern Seite ist aber das Bestreben, aus der Armut empor zu bessern Verhältnissen zu gelangen, nur natürlich, berechtigt und sogar notwendig für die Erhaltung eines frischen und kräftigen Volkslebens. Nichts ist gefährlicher, als wenn große Schichten des Volkes in dumpfes, hoffnungsloses Beharren versinken. Es muß nur dafür gesorgt werden, daß das Emporstreben in gesunden Bahnen bleibt und nicht zu Umsturzbestrebungen groß gezogen wird, wie sie der Neid gebiert. Und dazu braucht es nur ein wenig guten Willen, denn das Volk, unser deutsches Volk, ist im Kern selbstlos und genügsam, es zeigt sich zufrieden, wenn ihm sein Los erträglich gemacht ist, wenn es hoffen kann, für seine Kinder zu erarbeiten, was ihm versagt ist, oder daß es diesen einst erreichbar sein werde. Armut ist dem Deutschen kein fremder Gast und kein Feind, sie geht neben ihm her bis in die höchsten Kreise der geistig besitzenden und hat einen andern Begleiter, den uns Gott gegeben hat, und der ihr die Bitterkeit nimmt, das ist die Fähigkeit, sich selbst zu bescheiden und sich genügen zu lassen, die Quelle der Lebensfreude in sich selbst und in der schönen Gotteswelt zu finden.

Wir könnten alle froh und zufrieden in ihr leben; statt dessen finden wir Unruhe, Unzufriedenheit, Umwälzungsdrang um uns überall, in allen Schichten, nicht nur bei den gährenden untersten Massen. Unter dem Druck des Elends, das diese quält, seufzt fast die gesamte Gesellschaft durch alle Stände bis zu den höchsten hinauf. Überall soll das Leben auf einen größern Rahmen gespannt werden, als auf den es zugeschnitten ist, und es ist vor allem auch der Zwang zum „standesgemäßen Leben,“ der die Sorge um die äußern Dinge nicht zur Ruhe kommen läßt. Die meisten vermögen sich nur mit rastloser Arbeit und Anstrengung unter Entfagungen und Entbehrungen auf der Stufe zu erhalten, auf die sie gestellt oder emporgeklommen sind; das Glück ihrer Position ist nur Schein, und oft sucht man mit Aufbietung aller Kraft nur den Schein zu wahren. Wie sich einmal das ganze Gesellschaftsleben gestaltet hat, ist es gar nicht immer in die Hand des Einzelnen gelegt, durch freien Verzicht eine Stufe weiter hinunter zu steigen und dort leichteres Dasein zu suchen. Nicht jedem ist es möglich, wie Diogenes in einem Fasse zu leben und der Welt den Rücken zu kehren, und manchem legen Amt und Beruf den Zwang eines äußern Auftretens auf, dem er gern für sich selbst entsagte, dem er sich aber um des Fortkommens seiner Kinder willen nicht entziehen darf. Und dazu kommt, daß ihn Umwälzungen bedrängen, auf die er keinen Einfluß hat. Das auf frühere Verhältnisse ausreichend bemessene Einkommen wird durch den verminderten Tauschwert des Geldes und durch das Sinken des Zinsfußes geschmälert; er muß zusehen — und es ist kein Wunder, wenn er es mit Ingrimmm thut —, wie der Staat,

in dessen Dienst er steht und für den er arbeitet oder dem er seine Steuern zahlt, versäumt, ihn zu sichern und ihm beizustehen. Hier kann sich der Einzelne nicht selbst helfen, hier muß es die Gesamtheit thun, der Staat, der alles umschließt, Regierung und Volksvertretung zugleich. Denn auch hier ist es für das gedeihliche Leben des Staates ebenso verderblich, wenn Hoffnungslosigkeit zu dumpfer Trägheit führt, wie wenn Unzufriedenheit, berechnete oder unberechnete, dazu verleitet, von einem gewaltsamen Umsturze des Bestehenden Besserung zu hoffen. Das eben sollte die Augen derer öffnen, die die Verantwortung für die Formen des Bestehenden tragen, daß mit der alle Kreise zersetzenden Unzufriedenheit die Sozialdemokratie schon längst weit über den vierten Stand hinausgegriffen hat, und daß sie von einer ganz andern Bewegung getragen wird, als eine Kohorte radaumachender anarchistischer Streber oder Schwärmer zustande zu bringen vermöchte. Das Volk, unser deutsches Volk, ist nicht anarchisch gesinnt; wo es den Schreibern und Schwärmern nachläuft, folgt es blind in einem berechtigten Drange oder steht unter dem Zwange von Elementen, die zwar mit ihm eins zu sein scheinen, die aber nur seine Schlacke sind. Gebe man ihm natürlichen Fluß, so wird es diese Schlacke abstoßen und gesund darüber hinwegströmen. Dann wird auch der Idealismus, selbst in den untern Volksschichten, wieder augenfälliger wirken. Denn auf die idealen Güter geht der unbewußte Drang des ganzen Volkes. Die Deutschen haben sich nie ganz in den Außendingen der Welt verloren, und der Idealismus wird ihnen nicht erst auf den höhern Gesellschaftsstufen in die Brust gepflanzt, sondern lebt in ihnen allen als die Gottesgabe, die sie über die Geschehnisse von Jahrtausenden hinweggeführt hat und weiterführen wird.

Die Heilung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände unsers Volkes, das Zurücklenken seines Blickes auf die höchsten Güter sind die Aufgaben, die uns Lebenden gestellt sind. Und daran weiterbauen zu helfen bleibt auch die Aufgabe der Grenzboten.

Wir sagen nicht ist, sondern bleibt, denn die Grenzboten haben dafür gewirkt, so lange wir sie in den Händen haben. Freilich nie mit Einseitigkeit. Wir haben in den sozialpolitischen Fragen auch die Anschauung, die die Hilfe von der Zwangsgewalt des Staates erhofft, zu Worte kommen lassen und werden das auch in Zukunft thun; denn der Zwang bleibt eben ein unentbehrliches Hilfsmittel zur Aufrechterhaltung der bürgerlichen Ordnung, und es fragt sich in jedem einzelnen Falle nur, wo, wie weit und wie er geübt werden soll. Aber wir wollen vor allem daran denken, daß ohne Anbinden, Beschneiden und Versetzen zwar kein Garten in stande gehalten werden kann, daß aber alle Scheren und Messer, Stöcke und Windsaden der Welt auch nicht einen einzigen lebendigen Pflanzenkeim erzeugen oder herbeischaffen könnten, wenn es daran fehlen sollte; wir meinen, daß die Pflege der vorhandenen guten geistigen Keime unendlich wichtiger sei, als alle ordnende, einschränkende

und unterdrückende Thätigkeit, und wir werden darauf bedacht sein, auf solche Reime der Selbsthilfe, der thätigen Nächstenliebe, der körperschaftlichen und Vereinsthätigkeit, die Schutz, Pflege und Förderung verdienen, hinzuweisen und Vorschläge darüber zu bringen, wie die guten Kräfte unsers Volkes durch zweckmäßige Geseze und Staatseinrichtungen zu fröhlichem Schaffen und Zusammenwirken entbunden und darauf hingeleitet werden können. Frohen Herzens haben wir daher unsern jungen Kaiser im Sinne der denkwürdigen Botschaft unsers alten Kaisers an den Reichstag entschlossen selbst da Hand anlegen sehen, wo es Mißstände zu beseitigen giebt; von seinem energischen Eingreifen dürfen wir auf Besserung in vielen Dingen hoffen — möge es gelingen, die Widerstände zu überwinden, die ihm entgentreten; die Grenzboten werden sich freudig in seinen Dienst stellen, wo es gilt, mit Veraltetem, Unvernünftigem und Schädlichem aufzuräumen.

Wir wollen aber die Politik nicht einseitig in den Vordergrund stellen. Fällt ihr, die in unsern Tagen, und zwar nicht bloß im deutschen Reich, sondern in allen Kulturstaaten, zunächst Sozialpolitik zu sein gezwungen ist, die Aufgabe zu, dem Menschen die äußern Bedingungen eines echt menschlichen Daseins zu sichern und dessen Grundlagen, wo sie zerstört oder abhanden gekommen sind, wiederherzustellen, so bilden Kunst und Wissenschaft einen wesentlichen Teil des Inhalts dieses echt menschlichen Daseins, und über dem Schicksal derer, für die die Grundlagen des höhern Lebens erst zu erobern sind, oder denen sie unter den Füßen wanken, wollen wir derer nicht vergessen, die sich seiner in Gesundheit erfreuen. In der Pflege der schönen Künste und der Wissenschaften, die nach wie vor zu ihren Hauptaufgaben gehören wird, sollen die Grenzboten aber nicht die Wirklichkeit auf der Nachtseite des Lebens suchen, sondern auf seiner Tagesseite, und sie werden immer der Überzeugung bleiben, daß die Welt, in der wir leben, nicht die schlechteste ist, sondern die beste, daß aber das, was an ihr unvollkommen ist oder erscheint, durch unsre Arbeit zur Vollkommenheit geführt werden kann und soll. Denn schließlich hat das Unzulängliche, das Ungefunde und Traurige, an dem wir leiden und das uns bedrückt, doch seinen Grund allein in uns selbst; dann aber kann uns die rechte Arbeit an uns selbst auch über das Schwere, das dies Leben nun einmal jedem aufbürdet, zu Genügen und Lebensfreudigkeit hinweghelfen. Kunst und Wissenschaft sind die Mitgaben, die dahin führen können, wenn sie keusch dem wahrhaft Schönen, der schönen Wahrheit dienen; die Freude an ihnen, die unser Herz zu empfinden vermag, ist aber der beste Beweis, daß unser Erdenwallen auch freudig sein soll. Jeder Pessimismus beruht auf Krankheit, Thorheit, Mütlosigkeit oder Zweifel — ihnen wollen wir entgentreten, soweit es in unsern Kräften steht.

Bum Beschluß

Die Grenzboten sind bei der Haltung, die sie einnahmen, lange Zeit allerlei Mißverständnissen, Anzweiflungen und offener Feindschaft ausgesetzt gewesen und haben gegen sie für ihr eignes Leben kämpfen müssen, aber nach und nach haben sich doch die Anschauungen Bahn gebrochen, für die sie eintraten, und sie selbst sind fest auf den Füßen geblieben. Damit sind sie zufrieden, und es liegt ihnen fern, am heutigen Tage Groll gegen die zu hegen, von denen sie gelegentlich Unbill zu erdulden gehabt haben. Gegen Angriffe haben sie sich allezeit kräftig gewehrt, und für die Hiebe, die sie reichlich einzuheimsen hatten, haben sie auch reichliche ausgeteilt. Heute freuen sie sich nur ihrer gesunden Kraft, und daß sie ihre Arme zu weitem fröhlichen Waffengängen gebrauchen können, wo es willkommen ist oder angebracht erscheint. Aber während sie jederzeit zu lustigem und ernstem Streiten bereit sind, möchten sie heute, am Schlusse dieses Rückblicks doch vor allem ein Wort zum Frieden sprechen. Sie sind der Meinung, daß der alte Parteihader und das alte Parteigezänk, die sich manches Jahr her zum Überdruß breit gemacht haben, den ernstesten Aufgaben gegenüber, die uns obliegen, endlich verstummen müßten. Es ist an der Zeit, daß die Vernünftigen aller Parteien die Sonderinteressen beiseite setzen und sich zu gemeinsamer Arbeit zusammenfinden, die nur ohne Feindschaft, ohne Haß und Voreingenommenheit gefördert werden kann.

Es hat vieles aufgegeben werden müssen, was nicht aufrecht zu erhalten war und nicht wiedergewonnen werden kann. Das muß man vergessen. Die alten patriarchalischen deutschen Verhältnisse sind verschwunden vor den Lebensverhältnissen der modernen Welt; klagen wir nicht über ihren Verlust, sondern arbeiten wir wohlgemut an dem Bau andrer Dächer, unter denen sich wohnen läßt. Das Freiheitsideal, das jedem Einzelnen unbefchränkte Bewegung versprach, hat sich als ein Traum erwiesen, der hienieden nicht Wirklichkeit werden kann, Ellbogen stößt an Ellbogen, und jeder hat sich in den andern, alle haben sich ins Ganze zu schicken und Opfer an der eignen Freiheit zu bringen; geben wir den alten Traum auf und suchen wir uns die Lasten dadurch leichter zu machen, daß wir sie einander tragen helfen. Es geht auf den idealen Gebieten, es geht auf den materiellen nicht anders, als daß man sich entgegenkommt und Unhaltbares oder was nur zum Schaden des andern festzuhalten ist, freiwillig aufgibt, wenn man Gesundes und Fruchtbringendes erreichen will.

So bieten wir selbst zum Frieden die Hand und bitten um Frieden. Aber wir wollen keinen lässigen Frieden, der die Augen davor zudrückt, was besser sein könnte und anders gemacht werden müßte; wir wollen einen Frieden, der sich darauf gründet, daß jeder hart gegen sich selbst ist. Gegen alles, was wir als falsch und verderblich, unrecht oder thöricht erkennen,

auf allen Gebieten der Politik, der Litteratur und der Kunst, werden wir so scharf und so offen kämpfen, wie bisher, ohne Menschenfurcht, und wir hoffen, daß wir dabei die Zustimmung und die Hilfe der Rechtgesinnten für uns haben werden — wie bisher!

Das vor allem ist es ja, was uns heute das Herz froh erhebt und uns mit Zuversicht erfüllt, daß wir uns eins wissen mit allen, die ernst denken und ernst streben. Die Grenzboten haben lange gebraucht, zu ihnen durchzudringen; aber wie ihre Mitarbeiter unaufgesucht zu ihnen gekommen sind, als sie sahen, daß hier deutsch geredet würde und auch das eine Stätte fände, wofür sich andre Thüren verschlossen, so haben sie auch die Leser gefunden, die sie sich wünschten, um ihren Samen ausstreuen zu können; mehr aber als ihr wachsender äußerer Erfolg und Einfluß erfreut ihre Herausgeber, daß die Leser und Mitarbeiter, die sich um die Grenzboten sammeln, Freunde des Blattes geworden sind und es als ihr Blatt betrachten. Das ist uns der schönste Lohn unsrer Arbeit.

Der Rückblick auf die Vergangenheit der Grenzboten zeigt, wie dornenvoll ihr Weg war. Auf jeden hoffnungsvollen Anlauf folgte ein Rückschlag, der ihnen wieder neues, oft fast aussichtsloses Ringen auferlegte. Auch unser Glaube an das endliche Gelingen hat seine schwachen Stunden gehabt, und wir sind mehr als einmal in Versuchung gewesen, die Hände müde sinken zu lassen. Aber immer wieder feuerte uns die Überzeugung an, daß wir eines Amtes walteten, das zwar viel von uns forderte, aber auch Segen bringen mußte. Wir standen lange Zeit und in vielen Dingen fast ganz allein und hatten fast alle Welt gegen uns; aber gerade das ließ es uns als unsre Pflicht erscheinen, auszuharren, denn wir sahen niemand in die Lücke springen, der besser, als wir es vermochten, für die Aufgaben gekämpft hätte, die wir uns gestellt hatten.

Heute dürfen wir die Zeit, in der es uns schwer wurde durchzukommen, als überwunden betrachten. Wir haben es erlangt, daß die Grenzboten wieder voranstehen in der Reihe der deutschen Zeitschriften — wir dürfen das sagen, ohne uns dem Verdachte der Überhebung auszusetzen, denn wir nehmen kein andres Verdienst für uns in Anspruch, als daß wir zur rechten Zeit die rechten Leute haben sprechen lassen; aber darauf dürfen wir stolz sein, daß die rechten Leute zu uns gekommen sind und zu uns kommen. Unser Grundsatz, für das Auftreten und Eingreifen der Grenzboten keine andern Rücksichten walten zu lassen als sachliche, hat allen denen den Weg zu uns geöffnet, die den Drang haben oder die Pflicht fühlen, den Finger auf eine Wunde im öffentlichen Leben zu legen, auf Mißstände aufmerksam zu machen und heilsame Anregung zu geben — wir haben den Grenzboten die Unabhängigkeit gewahrt, die ihnen möglich macht, offen zu reden und dadurch der Wahrheit zu dienen. Oft sind es ja unbequeme oder auch bittere Wahrheiten, die wir den Leuten

sagen; dann sind sie wohl mit dem Vorwurf der Schulmeisterei bei der Hand. Wir haben ihn oft gehört aber ruhig hingenommen; unser Amt war uns selbst eine Schule des Lebens, und wir haben jetzt die Befriedigung, daß man gern zu den Grenzboten in die Schule geht — gerade die, die sich im Augenblick an ihnen geärgert haben, kommen schließlich doch zu uns, wenn sie nur sehen, daß die Schulmeisterei vernünftig war, und wenn sie selbst vernünftig sind. Wir haben uns aber auch jederzeit ebenso gern belehren lassen, wie wir zu belehren suchen — uns auf Prinzipien zu steifen oder eine vorgefaßte Meinung hartnäckig festzuhalten, liegt uns fern. Wir lassen in den praktischen Fragen des Lebens gern jeder Meinung das Wort, die auf guter Überzeugung, klarer Einsicht und Sachkenntnis beruht; aber in den großen ethischen Fragen halten wir an dem fest, was unsre eigne Überzeugung ist, und dies wird nach wie vor den Grundton für unsre Feste geben.

Das Land der Zukunft liegt verschlossen vor uns; wir wissen nicht, welche Schicksale sich für uns und unsre Grünen hinter dem Nebelstreifen verbergen, der es uns umhüllt, aber wir schicken uns mit froher Hoffnung zur Fahrt in das neue Jahrzehnt hinaus an, denn wir fühlen uns von der freundlichen Gesinnung vieler getragen. Meeresstille befürchten wir nicht; das Leben schlägt seine Wogen ohne Unterlaß, wir dürfen uns Arbeit genug versprechen, auch wenn es keine schweren Stürme, die Gott verhüten mag, zu bestehen giebt. Kräftiges Handanlegen der Mitarbeiter, derer, die es sind, und derer, die Lust haben, es zu werden, die Günst unsrer Leser, sie werden uns bringen, worauf wir hoffen:

Glückliche Fahrt!



Mit Beiträgen von Freunden herausgegeben von J. Grunow in Leipzig
Druck von Carl Marquart in Leipzig

